Türkische Geschichten

Scheurich. 17.

Gustav Kiepenheuer / Weimar

Deutsche Orientbücherei
Herausgegeben von Ernst Jäckh
XXIII. Türkische Geschichten



Türkische Geschichten

übersetzt von

Habib Edib

1 · 9 · 1 · 7

Verlag Gustav Kiepenheuer, Weimar

In Freundschaft und dankbarer Verehrung
Fräulein Friedel Pappenheim, Berlin
zugeeignet

Inhalt

An meine Leser und Leserinnen 9
Anatolien 17
Brautschau 22
Unter Tannen 37
Der Held 62
Fischer 71
Alis Wagen 74
Chandan 99

An meine Leser und Leserinnen

Dieses Büchlein ist die Frucht eines heiligen Triebes.

Mein erster Aufenthalt in Berlin fiel in die Zeit kurz vor Kriegsbeginn: in dieser Periode politischer Ungewißheit sprach man auch von den „Türken". Jene Gespräche hinterließen in mir stets einen Verdruß. Fast jeder, vom Halbgebildeten bis hinauf zum Kultiviertesten, hatte seine eigene Anschauung vom türkischen Leben und Treiben, die sich meist entwickelt hatte aus den Eindrücken der empfänglichen Kinderzeit; diese aber steht hier in Deutschland mehr als bei irgendeinem Türken unter dem Einfluß der Fabeln und Legenden aus „Tausend und eine Nacht", die mit der Wirklichkeit des türkischen Lebens selbst gar nichts zu tun haben. Ich begegnete einer wahren Sintflut von Fragen: wo ich meine türkischen Kleidungsstücke gelassen hätte, wie ich zu Hause lebe usw., und ich wußte keinen Rat, wie ich die irrigen Ansichten in wenigen kurzen Antworten zerstreuen sollte... Dieser Weltkrieg endlich hat die Wahrheit offenbart. Beide Nationen wetteifern jetzt in dem heißen Bestreben, sich wechselseitig in ihr geistiges Leben einzuführen.

Bei meinem zweiten Aufenthalt in Berlin bemerkte ich zu meiner größten Befriedigung, daß die früher geläufigen Vorstellungen der Überzeugung Raum gegeben, daß auch die Türken, abgesehen von ihrem täglichen Leben und Treiben, eine Zivilisation und eine Kultur haben.

So anerkennenswert diese Umwandlung hergebrachter Anschauungen ist, so genügt doch die bisher geleistete Arbeit bei weitem noch nicht, um ihr Land und ihre Literatur in Deutschland bekannt zu machen; wie umgekehrt die Deutschen für die Kenntnis und Verbreitung ihrer Literatur in der Türkei Sorge tragen werden. Was ich bisher von Anfängen auf jener Bahn gesehen, stammte, auch soweit es türkische Literatur betraf, aus deutscher Feder; und wenn diese Versuche auch höchstes Lob verdienen, so entbehren sie doch jener Innigkeit, die allein das Herz aufbringen kann, das mit seinem eigenen Blut das ursprüngliche Werk geschaffen hat.

Ich habe in Bibliotheken nach solchen Büchern geforscht, hoffend, sie möchten existieren und nur dem unglücklichen Lose verfallen sein, einsam auf ihren Regalen zu schlummern. Ich habe aber gefunden, daß Übersetzungen nur in verschwindend kleiner Anzahl vorhanden sind und daß auch die türkischen Texte unter veralteten Gesichtspunkten ausgewählt wurden, daß sie mit unserm modernen Kulturkreis in keinerlei Beziehung stehen und daher des Hauptwertes entbehren. Das Fehlen von Werken, die Kunde tun vom wahren Leben der Türken, in der Literatursammlung eines Volkes, das es sich zur vornehmsten Aufgabe gemacht,

die Geistesprodukte aller Völker der Erde aufzunehmen, hat einerseits mein Bedauern vermehrt, andrerseits aber mich angespornt, meine Arbeitskraft in den Dienst dieser großen Aufgabe zu stellen, die ich nicht mehr als meinen persönlichen Wunsch betrachte, sondern als meine heilige Pflicht.

* * *

Literatur ist nicht das Produkt einer Einzelpersönlichkeit, sondern der Extrakt aus den Erscheinungen des Lebens einer Gemeinschaft. Die Türken, die aus dem Innern Asiens nach Kleinasien einwanderten und im wahrsten Sinne des Wortes eine festzusammenhängende Familie bildeten, besaßen eine Sprache, die geeignet war, den feinsten Regungen ihrer Seele Ausdruck zu verleihen. Ich zweifle nicht, daß überhaupt alle diese Türken, die ein enges Gemeinschaftsleben führten, dichterisch veranlagt waren. Wenn wir von der Überzeugung ausgehen, daß Dichten nicht nur Reimen bedeutet, sondern die Verkörperung schönster Empfindungen in formvollendeten Wortbildern, so waren alle Worte der alten türkischen Sprache Gedichte, die die feinsten Regungen der Seele und eines reinen, naturverwobenen Lebens versinnbildlichten. Wohl waren die Türken von ihrer Eroberungslust nach Anatolien getragen worden; doch beherrschte sie das Verlangen, das Rauschen der Bäume, das Trillern der Vögel, die Schalmei des Hirten in ihren Worten und Liedern nachzubilden. Doch dieses edle Streben war der Vergänglichkeit geweiht; die Völker, mit denen die Türken in den eroberten Ländern zusammen-

trafen, ob des gleichen oder fremden Stammes, besaßen, obwohl militärisch im Niedergang begriffen, eine eigene Kultur und sprachen eine fremde Sprache, und zwar persisch. Die Religion der Türken aber war arabischen Ursprungs, desgleichen alle Gesetze, an die sie gebunden waren. — So hat allmählich ihre reine Sprache, die fähig war, auch die zartesten Gefühle in Worte zu kleiden, sich in persisches und arabisches Gewand zu hüllen begonnen. Nur allzuweit ist die Meinung verbreitet, der Grund des Übels habe in der Armut der türkischen Sprache gelegen; es möge hier genügen, darauf hinzuweisen, daß vor sechs Jahren auf dem Internationalen Kongreß für orientalische Sprachen in Athen, zwar nicht ein Orientalist, aber ein Orientale, Achmed Hikmet Bej, nachgewiesen hat, daß aus einem einzigen Stamm der alten Türksprache dreitausend Worte abgeleitet werden konnten!

Jedoch die Nachfolger jener Türken, die unter der blauen Himmelskuppel auf smaragdgrünen Wiesen ihre Pferde tummelten und sie mit klingenden Worten besangen, haben in den paradiesischen Gärten des Bosporus aus falschen Gefühlen heraus begonnen, ihre Empfindungen mit geborgten Worten herauszuputzen. Reinheit und Innigkeit schwanden so aus der türkischen Literatur und machten einem gezwungenen Nachahmertum Platz. Die Sultane dichteten persisch, und persisch Dichtende, besonders wenn sie wirkliche Perser waren, standen in höchster Gunst; die alte türkische Sprache aber galt als verpönt und lebte nur noch im Munde der niederen Schichten. Da man aber in eine fremde Sprache nicht so leicht sein Herz legen kann, so blieb die Dich-

tung an Äußerlichkeiten haften, drehte sich nur noch um Rosen, Nachtigallen, Wein und Geliebte, oder beschränkte sich auf höfische Lobgesänge und sank zur Wortspielerei herab. Trotzdem sind einzelne geniale Dichter hervorgetreten, wie Nefi, Nabi, Baki, Nedim, Scheich Galib; aber sie haben in der fremden Sprache sich nur an einen kleinen Kreis gewandt und auf die Erziehung der großen Masse des Volkes keinen Einfluß gewinnen können.

* * *

Meiner Überzeugung nach ist aller Fortschritt in der Türkei nicht das Ergebnis der Arbeit der Allgemeinheit, sondern die Frucht des Denkens und Schaffens weniger Auserwählter. Als nach dem Tode Selims III. sich überall in der Türkei, dank dem Wirken unseres großen Reschid Pascha, neues Leben zu regen begann, vollzog sich in der Literatur und im gesamten Geistesleben eine einschneidende Umwälzung.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts brachte ein junger Türke, Schinassi, der in Paris studiert hatte, kräftige Bewegung in die literarische Stagnation. Es gelang ihm, den türkischen Stil von dem Rankenwerk zu befreien, das die Geistlichen darum gewoben hatten, die in ihrer Begeisterung für arabische und persische Rhetorik und Dialektik alle Werke über Theologie, Politik, Mathematik, Philosophie und Poesie in diesen Sprachen verfaßten. Schinassi, der mit gespanntester Aufmerksamkeit der literarischen Produktion in Deutschland und Frankreich während des Krieges von 1870 folgte, verstand den ungeheuren Einfluß einer

nationalen Literatur auf das Denken und Empfinden eines Volkes. Zwei seiner Zeitgenossen, Kemal und Sia Pascha, die als glühende Patrioten verehrt werden, standen ganz unter dem Einfluß französischer Lektüre, besonders aus der Epoche der großen Revolution, und waren beide überzeugte Anhänger Jean Jacques Rousseaus. Den Bemühungen dieser beiden Schriftsteller verdanken wir es, daß der Beweis geliefert wurde, daß in einer reinen türkischen Prosa, die aller arabischen und persischen Phrasen entkleidet ist, unbegrenzte Ausdrucksmöglichkeiten vorhanden sind. Aber auch die Poesie, die noch von den alten starren Regeln beherrscht wurde, bedurfte dringend der Erneuerung, die alte Form war den modernen Gedanken nicht mehr angemessen. Diese Schwierigkeiten jedoch blieben für Schinassi und seine Gefährten unüberwindlich, so daß das Gedicht, das er Reschid Pascha überreichte, und die Kasside des Sia Pascha für Sultan Abdul Asis, nichts als schlechte Nachahmungen von Nefi blieben.

Ausersehen, auch dieses Hindernis zu beseitigen, war Abdul Hakk Hamid. Er wurde vor 65 Jahren geboren, hat als Kind in Paris und Teheran gelebt, zwei Städten, die wohl die gesteigerte Verkörperung von Okzident und Orient sind; seinem wahrhaft erhabenen dichterischen Sinn sind Verse entsprungen, aus den edelsten Empfindungen geboren, die wie eine Stimme von oben den nachhaltigsten Einfluß auf das Volk ausübten. Die einfache Sprache seiner Dramen erregte die Verachtung aller Reaktionäre, und es geschah ihm, wie vielen Neuerern: er wurde nicht ernst ge-

nommen; auf der andern Seite aber wurden ihm staunende Bewunderung und rückhaltloses Lob zuteil.

Ridscha-i-Sade Ekrem Bej, mehr Sprachgelehrter als Dichter, hat jahrelang vom Katheder herunter die Jugend zum Fortschritt angefeuert, und seinem Wirken ist es hauptsächlich zu danken, daß die türkische Literatur sich zu einer Höhe entwickelt hat, die ehrenvoll vor jedem fremden Kritiker bestehen kann.

Tewfik Fikret, dessen Tod erst kürzlich große nationale Trauer ausgelöst hat, und Dschenab Schehabeddin, der in der Vollblüte literarischen Könnens steht, sind die Früchte vom Baume Abdul Hakk Hamids und die Schüler Ridscha-i-Sade Ekrems.

Während so für die Poesie der Weg der Entwicklung gefunden war, haben Halid Sia und Hüssein Dschahid, deren Namen in unserer Literaturgeschichte einmal eine wichtige Rolle spielen werden, in Novellen und Romanen Bilder unseres wirklichen Lebens gezeichnet, mit kühner Hand die Wahrheit aufgedeckt und auf die Erziehung des Volkscharakters veredelnd gewirkt.

Es war meine Absicht, in diesem Büchlein die besten Werke unserer Dichter als Beweis für das Gesagte sprechen zu lassen; doch leider war ich in meiner Wahl durch den Mangel an geeignetem Material behindert. So habe ich in den mir zugänglichen Büchern mich darauf beschränkt, Geschichten zu finden, die in ihrer Schilderung unseres täglichen Lebens der Wirklichkeit am nächsten kommen und auf diese Weise meinen Wunsch erfüllen: dem deutschen Leser ein klares Bild unseres Lebens und Trei-

bens zu geben. Ich hoffe späterhin in einer wissenschaftlichen Literaturgeschichte Gelegenheit zu haben, Proben aller unserer Dichter zu geben und ihre Art genau zu analysieren, und bitte für diesmal um Nachsicht für die Mängel dieses Büchleins und für die Einseitigkeit meines Bestrebens, meinem Vaterland zu dienen, indem ich sein wahres Gesicht den deutschen Freunden näherrücke.

Berlin, im November 1916.

Habib Edib.

Anatolien
Von Mehmed Emin

An die Jugend

Ich ging: die Bächlein weinten.
Ich ging: die Blätter fielen.
Ich ging: die Felder grünten.
Ich ging: der Acker war bestellt.

Der Klang einer Stimme schlug an mein Ohr; mich wendend, erblickt' ich ein Weib. Ihre Augen funkeln; sie runzelt die Brauen. Verzerrt ihr Gesicht; die Haut ist zersprungen, verbrannt die Brust, die schwielenbedeckte Rechte zerrissen; der Kopf in ein Tuch mit Troddeln gehüllt, ein geflickter Sack um den Arm geschlagen.

* * *

„Hoh, Muhme, was gibt's?" „Was soll es denn geben? Wir essen halt Gras." „Du hast keinen Acker?" „Weder Felder noch Ochsen. Bis heut' hab' ich wie ein Bauer geschuftet, den Pflug gezogen, gemäht und geerntet und kam immer aus. Doch jetzt..." „Wo ist denn dein Mann?" „Verwitwet bin ich, mein Mann

ist gefallen, ich lebe allein mit Mutter und Sohn." „Und deine Verwandtschaft?" „Ist arm wie ich. — Oh Herr, kannst du mich wissen lassen, warum man in Stambul so hart wie Stein? Kannst du mich wissen lassen, Herr, ob's wirklich unser Schicksal, ewig Vieh zu sein?"

* *
*

Nein, sicher kamst du nicht zur Welt, um solches Schicksal zu erdulden! Du bist geboren mit dem Recht der Frauen, am eignen Herd ihr Glück zu bauen! Dein Sohn soll mit der Milch zugleich Gefühle saugen, davon dein Mutterbusen höher schwillt. Geheiligt ist der Weg, auf dem du schreitest, untrennbare Gefährtin, uns begleitest. Hebst du die Stimme, sollte es genügen, daß sich die Menschen ihrer Arbeit fügen. Das Wesen deiner Liebe sei ein Beispiel, wie man dem Vaterlande Opfer bringt. Denn du bist ausersehen beizutragen, daß sich die Erde neu mit Menschen schmückt.

Doch wir vergaßen deine heil'gen Rechte! Wir selber stellten dich den Tieren gleich! Wir haben dich verachtet, wie schon deine Mutter; auch dich verlassen, einsam und verarmt.

* *
*

Den Gatten rissen wir von deiner Seite, eh' deines Schleiers froh zu werden, Zeit dir blieb. Verzweiflungsvoll, gleich einem alten Weibe, hast deine Haare du gerauft, als du verwitwet, bevor auch nur die kleinste jener Hoffnungen, die du gesät in deinem Herzen, blühte. Verkümmert und verdorrt bist du, wie eine Blume, wie Blätter welken an zerfressenem Stamm. Das Frauentum in deinem jungen Busen ist vertrocknet, seit dir Erkenntnis kam, daß

Frühlingsglanz und Morgenröte für dich und deinesgleichen unerreichbar sind.

* * *

Du schleppst die Bürde eines schwer bedrückten Bauern, und deine rostbenagte Sense, die deines Herrn Getreide mäht, darf für dich nur Gras und Dornenbüsche schneiden. Statt auszuruhn an deinem kahlen Herde, sieht dich die Mitternacht mit Tränen kämpfend, die dir der Hunger deines nackten Kinds entlockt. Verachtet bist du und gemein beleidigt von Menschen und Ereignissen. Und doch lastet auf deinen schwachen Schultern des Vaterlandes ungeheurer Druck, das letzte Mark dir aus den Knochen pressend. Des Unglücks scharf bekrallte Klaue packt dein Leben, und schleift dein Kind dir fort, wie deinen Mann.

* * *

Statt Haß zu nähren, hüllst du dich in Trauer; statt froh zu lachen, weinst du jammervoll. Trägst standhaft alles Unheil, allen Kummer, gibst alles wortlos hin, allein die Ehre wahrend. In deiner wunderschönen Heimat, deren blutgetränkte Erde mit deinen Tränen du bewässert hast, lebst du wie in der Wüste, ohne Blumen und ohne Vogelsang, verdammt zur Hölle. In diesem tauben Volk hört kein Ohr deine Klagen, ist jeder unbarmherzig wie ein Wolf zu dir. Nur an ein Jenseits klammert sich noch deine Hoffnung, wo Tränen und Entbehrungen nicht sind. In einer Welt, wo alle Paare ohne Kummer wandeln, in reiner Liebe sich ergeben sind, erfüllt der Herrgott dir auch deine Wünsche.

* * *

Oh, heil'ger Boden Anatoliens, wo ist dein Recht auf die Glückseligkeit, die Freiheit deines Denkens, deine Heimatliebe und dein Gesetz? Wo hast du deine neubeseelten Söhne, deine Liebe, deinen Frohsinn, deine Musik und deinen Tanz? Wie lange noch soll diese Schmach der Jugend dauern? Wie lange noch dies Scheiden, Weinen, Sterben? Wie lang' noch sollen deine Töchter Sklaverei ertragen, und Hohn und Not und Grausamkeit?

* *
*

Schmach dem Gedicht, das dich nicht beweint,
Schmach dem Gewissen, das nicht an dich mahnt,
Schmach den Händen, die dir nicht helfen,
Schmach allen Menschen, die dich nicht erretten!

* *
*

Oh, schmerzerfüllter Winkel unseres Landes, wo sind die Tage deiner reichen Ernten? Wo sind die Zeiten deiner grünen Fluren, wo ist das Glück, das deine Häuser zierte, sich frohgemut auf deinen Äckern sonnte? Wo hast du deine Straßen, deine Brücken? Wo Spaten, Nadel, Hammer du? Im Schlamm erstickt das Leben deines Geistes, zur ew'gen Schmach dem Türkenvolke. Wie lang' noch soll dies grauf'ge Elend währen? Wie lang' noch Stöhnen, Qual und Untergang? Wie lang' noch unheilschwangere Dummheit, Aberglauben? Wie lange noch soll dieser Schlummer dauern?

* *
*

Schmach dem Gedicht, das dich nicht beweint,
Schmach dem Gewissen, das nicht an dich mahnt,
Schmach den Händen, die dir nicht helfen,
Schmach allen Menschen, die dich nicht erretten!

Brautschau

Von Hüssein Dschahid

Eine unbekannte Hand läutete die Hausglocke, das Mädchen eilte, die Tür zu öffnen, trat nun ins Zimmer zurück und meldete:

„Drei fremde Damen, ich kenne keine."

Seniha wunderte sich; aber als sie das bedeutsame Lächeln auf ihrer Mutter Lippen gewahr wurde, schwanden ihre Zweifel. Um ihre Unruhe zu verbergen, neigte sie ihr plötzlich erglühtes Gesicht tief über die bunte Seide ihres Stickrahmens. Ihre Brust hob sich unter den heftigen Schlägen ihres Herzens, die alle ihre Gedanken wegbliesen, ihre Hände zitterten so, daß sie die Seide ganz verwirrten. Wie tief sie sich auch über ihre Arbeit beugte, sie konnte die Zeichnung auf ihrem Hemd nicht erkennen, ihr Kopf summte, ihre Gedanken bildeten ein Chaos und doch beherrschte sie nur ein einziger. Das waren die Brautschauerinnen, kein Zweifel, — denn hatte nicht die Mutter heute früh, nicht ahnend, daß sie hinter der Tür lauschte, dem Vater diese freudige Botschaft gebracht, — wie sollte sie sich nur jetzt vor diesen Frauen benehmen? Ihr heißester Wunsch, den sie seit vierzehn Jahren hegte,

war nun daran, Gestalt anzunehmen. Sie sollte sich jetzt den Brautschauerinnen zeigen.

In der Schule hatte sie den Gesprächen der größeren Mädchen hierüber andächtig gelauscht, ihre Spiele mit anderen Kindern hatten sich hierum gedreht, Jahre hatte sie voll Verlangen und Spannung darauf gewartet, nun sollte es Wirklichkeit werden.

Doch es erschreckte sie jetzt. Sie begriff, daß es den Abschied von ihrem bisherigen harmlosen Dasein galt, daß fremde Augen sie auf der Suche nach geheimen Fehlern und Schwächen feindlich von Kopf bis zu den Füßen mustern würden, fühlte, daß jener Stuhl, der zur Brautschau bereit gestellt war, und auf dem sie zum erstenmal sitzen sollte, die Entscheidung über ihr Schicksal barg — welchen Weg würde es sie führen?

Am liebsten wäre Seniha aus dem Hause geflohen, um sich nicht den fremden Blicken auszusetzen, trotzdem sie mit solcher Ungeduld auf diese Frauen gewartet, sich so sehr über die neuen Kleider gefreut hatte. Sie hatte sich immer vorgestellt, die Brautschauerinnen würden die Vorläuferinnen eines schönen jungen Mannes mit schmalem blondem Schnurrbart und blauen Augen sein — und deshalb hatte sie seit zwei Jahren in ihren Träumen auch diese Frauen ins Herz geschlossen. Nun aber fiel ihr schwer auf die Seele, ob ihr diese Frauen nicht vielleicht ein Schicksal bescheren würden an der Seite einer bösen Schwägerin, die ihr keine Ruhe gönnen würde, oder eine Schwiegermutter, die auf die Scheidung des Sohnes dringt und sie dem Elend und der

Schwindsucht preisgibt, oder eine Familie, die von Haus zu Haus ihren Klatsch trägt — — und sie wurde ganz kleinlaut.

Wäre ihre Erzieherin nicht gekommen und hätte sie ermahnt und erinnert, sie wäre garnicht von ihrem Stickrahmen aufgestanden. Aber dies war nun unvermeidliche Wirklichkeit. Sie zog ihr rosa Seidenkleid an. Ihr Gesicht war glutübergossen, kaum trugen die Füße sie zu dem Sessel, auf den sie erschöpft sank. Dann wurde der Kaffee gereicht, langsam getrunken, Schluck für Schluck bedächtig geschlürft, und jedesmal war's ihr, als brenne ein Schlag auf ihrer Haut. Dieser Stuhl, den sie weich und süß geglaubt, entpuppte sich hart und dornig, sie empfand quälende Reue, wäre am liebsten aus dem Zimmer gelaufen und hätte geweint.

Wieviel Damen vor ihr saßen, wie sie aussahen — Seniha wußte es nicht. Nur, als sie zur Tür hereinkam, hatte sie eine alte Dame gesehen, die auf dem Sofa thronte, den Kopf mit einem Spitzenschleier bedeckt, das Gesicht alt und runzlig. Sie hatte den mißfälligen Blick dieser Frau aufgefangen und ihr Instinkt sagte ihr, daß sie ein Mädchen mit rotgeschminkten Wangen, ausgestopftem Busen, fingerdicken Brauen, schwarz untermalten Augen suchte. Deshalb hätte sie unbedenklich für Zeit ihres Lebens darauf verzichtet, je wieder auf diesem Stuhl zu sitzen, wenn man ihr nur erlaubt hätte, hinauszulaufen.

Endlich wurde Seniha erlöst, ein Jahrhundert schien ihr vergangen, sie war ganz in Schweiß gebadet . . . Mit sichtlicher Eile verließ sie das Zimmer, hörte aber noch, wie ihre Mutter um sie

zu entschuldigen, sagte, sie sei das erstemal zur Brautschau erschienen; und ärgerte sich darüber. „Warum nur Mutter diese Frauen nicht abgewiesen hat," murmelte sie vor sich hin, „aber so macht sie's immer."

Weinend lief sie in ihr Zimmer, riß mit nervös bebenden Händen die Schnüre ihres Korsetts auf und warf sich auf's Sofa ... Hatte sie je gedacht, den heimtückischen Blicken so einer bösartigen Frau preisgegeben zu sein, hatte sie sich dafür das schöne rosaseidene Kleid machen lassen? Dieses festliche Gewand, das zu tragen ihr bisher die Gelegenheit gefehlt hatte, und das sie nur manchmal heimlich vor dem Spiegel anprobiert hatte, riß sie nun auf, zerrte es über den Kopf und warf es achtlos in eine Ecke. Sie fand ihr Alltagskleid jetzt viel schöner und bequemer.

Nachdem sie das schreckliche Zimmer verlassen hatte, meinte sie der Folter entronnen zu sein, aber sie war noch lange nicht befreit. Wer weiß, wie lange diese Marter sie noch verfolgen würde? Am selben Abend, als die Mutter auf des Vaters fragenden Blick den Kopf schüttelte, und, wie um sich zu rächen, sagte: „Sie waren da, haben mir aber gar nicht gefallen," da begriff sie, daß sich die Qual noch lange fortsetzen würde. Der Vater erkundigte sich noch nach tausend Einzelheiten, fragte, in dem Glauben, sie könnte etwas wichtiges zu erzählen vergessen, ob sie beim Abschied nicht „Gottbefohlen, auf Wiedersehen" gesagt hätten. Zum Schluß aller Antworten vergaß die Mutter nie, als tröstenden Refrain zu betonen: „Sie haben mir überhaupt gar nicht gefallen."

Diesen Satz wiederholte sie allen, mit denen sie über die Ange-

legenheit sprach (und die war ihr Gesprächsstoff für alle Nachbarinnen) und verlängerte ihn schließlich dahin, daß sie sagte: „Gleich als ich ins Zimmer trat, mißfiel mir das Gesicht der Frauen." Diese Gespräche wurden auch oft in Gegenwart des jungen Mädchens geführt, das sich furchtbar ärgerte und schämte, allmählich die Reihenfolge der Sätze auswendig wußte, und oft genug Lust verspürte, dazwischenzurufen: „Aber deine Tochter hat ihnen auch durchaus nicht gefallen."

Mit der Zeit verlosch die Erzählung. Seniha war froh, den ewigen Ärger los zu sein, fühlte jedoch sehr bekümmert, daß sie nicht mehr zu dem frühern unbefangenen Leben zurückkehren konnte. Bisher hatte ihr der Gedanke an eine Heirat, an ein noch in weiter Ferne liegendes Glück, Spaß gemacht, aber nach dieser ersten schlimmen Erfahrung konnte sie nicht mehr zu den alten lichten Träumereien zurückfinden.

Als einige Monate seit der ersten Brautschau verstrichen waren, erschienen ihr bei ihren einsamen abendlichen Grübeleien die anderen Frauen nicht mehr so gefährlich ... Wenn sie jetzt zu dem Stuhl ging, so war ihr Schritt nicht mehr zaghaft und unsicher, und der fremde Blick verletzte und bedrückte sie nicht mehr. Wurde jetzt der Kaffee gemächlich geschlürft, so versank sie in ihre jugendlichen Phantasien, betrachtete die junge Frau, die zur Begleitung mitgekommen war, und die sie für ihre künftige Schwägerin hielt, sehr eingehend und überlegte, ob ihr Bruder ihr wohl gleichen werde. Die resultatlosen Brautschauen empörten sie jetzt nicht mehr; die Meldung des Mädchens, neue Damen seien ge-

kommen, war für sie nur noch ein Grund, sich anzukleiden und zu putzen und sich an neue Hoffnungen zu klammern. Sie hatte allmählich große Geschicklichkeit erworben, nur Kleider, die ihr gut zu Gesicht standen, anzulegen, ihre Haare sorgfältig zu ordnen, sich zu pudern und zu parfümieren; festen stolzen Schrittes ging sie zu dem bewußten Stuhl. Aber die boshaften Anspielungen der Nachbarstochter Hadscher, eines alten vergessenen Mädchens, die vorgab sie zu trösten, empfand sie als schmerzhafte Nadelstiche und litt darunter. Sie begann nachzudenken, wie die ewigen Besuche wohl enden würden, und eine inhaltsschwere Frage tauchte vor ihr auf: ob sie wohl häßlich sei?

Ohne es zu wollen noch zu wissen, begann sie länger vor dem Spiegel zu verweilen. Aufmerksam studierte sie, ob es ihr besser stehe, eine Locke wie zufällig in die Stirn fallen zu lassen, die Haare glatt nach hinten zu streichen, oder einen schiefen Scheitel zu tragen; sie probierte verschiedene Mundstellungen beim Lachen, alle Grade des Blickes.

Manchmal, wenn sie vor dem Spiegel stand, fiel ihr plötzlich ein, zu welchem Zwecke sie das alles tue, dann schämte sie sich vor den Wänden, die sie auszulachen schienen, und empfand ein peinigendes Weh im Herzen, daß es sie doch darnach verlangte.

Einmal meinte sie von diesen Sorgen befreit zu werden. Zwei junge Frauen, die ihr sehr sympathisch waren, hatten ihren Besuch wiederholt und eine alte Dame mitgebracht; die würden nun um ihre Hand anhalten, hoffte sie. Sie hatte sich nicht getäuscht. Eines Nachts stahl sie sich wie ein Dieb zu ihrer Mutter

Schrank und entdeckte dort ein Bild, das die Vermittlerin am Morgen mitgebracht, es zeigte ihr einen jungen Stabsoffizier, mit blondem Schnurrbart, blauen Augen und „oh, so schön gesticktem Kragen", so daß mit einem Schlag alle erduldete Pein vergessen war, vor dieser Fleisch- und Blutwerdung ihrer Jungmädchenträume. Sie studierte das Bild eingehend, prägte sich jeden Zug des Gesichts ein, ließ ihre Träume sich ins Blaue entwickeln, bis sie sich einbildete, er sei schon ihr Mann ... Als sie dann ins Bett zurückschlüpfte, meinte sie, ein schöner Jüngling harre dort ihrer. Wie innig wird sie ihren Mann lieben, wie ihn beglücken, wie harmonisch ihr Leben gestalten!

Doch Seniha wurde bald aus allen süßen Träumen geweckt. Einige Tage später wurde dem jungen Mann von ihren Eltern der Bescheid, daß sie sich anders besonnen hätten. Diese Antwort verscheuchte auch das Phantasiegebilde, das bis an Senihas Bett gedrungen war; sie litt bitter darunter, als sie von diesem Ideal, mit dem ihre Gedanken wenige kurze Tage wie lange Jahre gelebt hatten, Abschied nehmen mußte.

Dann begannen wieder die Besuche neuer Brautschauerinnen. Es waren nicht wenige, die um sie anhielten, aber ihre Mutter war sehr anspruchsvoll und wollte vor allem die einzige Tochter nicht aus dem Hause ziehen lassen. Machte man ihr Vorhaltungen darüber, so gab sie stets, ohne Seniha auch nur zu fragen, zur Antwort: „Sie ist mein einziges Kind, was soll ich denn anfangen, ich kann mich doch nicht von ihr trennen," und meinte, sich damit vor allen bösen Nachreden zu rechtfertigen.

Es war noch nicht viel Zeit verstrichen, als noch einmal eine Hoffnung aufstieg. Die Photographie, die diesmal gekommen war, zeigte ein kaltes, hochmütiges Gesicht. Der erste Eindruck, den Seniha davon empfing, war nicht vorteilhaft; aber als sie sich darein vertiefte, fand sie heraus, daß nur eine Maske vor dem Photographen das wahre Antlitz verbarg, das ihr recht gut gefiel.

Doch als die Eltern in der Auskunft über ihn erfuhren, er sei kein Regierungsbeamter, sondern nur ein Journalist, rief die Mutter, Gott solle sie davor bewahren, ihr Kind je einem solchen Abenteurer anzuvertrauen, eher würde sie sie einem Handwerker geben; im übrigen läge ja auch nicht der mindeste Grund vor, sich zu übereilen, die Männer seien nicht so knapp und sie könne doch wohl einen Schwiegersohn beanspruchen, der den Wert ihrer Tochter zu schätzen wisse und zudem einen ehrlichen Beruf ausübe. Seniha, die ihre Mutter im Nebenzimmer laut sprechen hörte, wie sie hervorhob, sie sei erst sechzehn Jahre, bedachte, daß sie nun schon achtzehn war und ihre Hoffnungen und Träume immer nur blühten, um wieder zu verblühen und zu welken.

Des ewigen Wartens und sich Schmückens müde, versank sie in bleiche Hoffnungslosigkeit.

Ein Jahr lang ließ sich keine Brautschauerin sehen, Seniha war es wohl zufrieden, denn sie war dieser Frauen überdrüssig, überdrüssig auch des immer neuen Kummers, vor diesen haßerfüllten Blicken nicht zu bestehen und die höhnischen Trostworte Had-

schers über sich ergehen zu lassen ... Das Lächeln, das früher nur auf einen Grund wartete, um auf ihren Lippen aufzublühen, war erstorben, ihre schönen Augen, die über alles einen strahlenden Glanz warfen, waren müde und umflort, ihre Gedanken konnten nicht mehr vogelschnell von einem Mann zum andern fliegen. Ohne zu wissen, was sie eigentlich ersehnte, und ohne es ergründen zu wollen, gab sie sich ihren Grübeleien hin und empfand die Stille nicht allzu drückend. Nur wenn sie hörte, daß ein Mädchen aus der Nachbarschaft sich verheiratete und Hochzeit machte, erlitten ihre Hoffnungen eine neue schmerzvolle Enttäuschung. Sie merkte nur mit halbem Ohr auf die Gespräche der Nachbarinnen, und wenn Frau Hatidsche verbreitete, ihre Tochter Nidschibe habe sich beim häufigen Kleiderwechseln erkältet, die Brautschauerinnen liefen ihnen aber auch das Haus ein, so berührte es Seniha nicht im geringsten. Es war ihr auch gleichgültig, daß sie im ganzen Viertel verhaßt war, und die Leute ihr nachredeten, man habe sie trotz ihrer Talente nicht an den Mann bringen können, während sich um ihre eigenen Töchter, die weder so gut spielen, noch so schön sticken könnten, die Bewerber rissen.

Als Seniha neunzehn Jahre alt war, wurde noch einmal um sie angehalten, diesmal war es ein Mann von fünfunddreißig Jahren, mit langem Bart, und von seiner Frau geschieden. Seniha war auch geneigt, das Heiratsgesuch anzunehmen, denn sie schämte sich doch, als „sitzen geblieben" zu gelten und von allen bemitleidet zu werden. Aber wieder erhob die Mutter ihre Einwände und lehnte ab: sie sei ja noch keineswegs „sitzen geblieben"; sie aber

könne es nicht vor Gott verantworten, ihre Tochter einem geschiedenen Mann zu überlassen.

Doch, als Seniha über zwanzig war, stiegen auch der Mutter Bedenken auf und sie machte der Tochter Vorwürfe: „Wie sitzt das gnädige Fräulein denn auch vor den Brautschauerinnen da? Wenn sie ein so sauertöpfisches Gesicht aufsetzt, wer soll sie denn da nehmen?" Ohne die Bedeutung ihrer Worte abzuschätzen, ließ sie sich von ihrem beleidigten mütterlichen Stolz zu solchen Äußerungen hinreißen, die sie hinterher bereute, und um alles Verfehlte wieder gut zu machen, lief sie eifrig zu Vermittlerinnen, ja zur Bademeisterin und versprach, ihre Bemühungen hoch zu belohnen. Dieses Versprechen spornte die Brautschauerinnen frisch an. Diese Frauen setzten sich jetzt aus allen Kreisen zusammen. Seniha aber war über die neue Schmach tief unglücklich und weinte Nächte durch in ihrem Bett. Der letzte Schimmer ihrer Jugendträume schwand vor den schamlosen Fragen dieser Frauen, denen sie gern die härtesten Beleidigungen ins Gesicht geschleudert hätte; sie fühlte sich tiefer und tiefer sinken.

Die Mutter, der früher Offiziere und Journalisten nicht gut genug waren, ließ sich nun von den Brautschauerinnen ganz ungebildete Männer vorschlagen, kleine Beamte, die sich nur zu dieser Gelegenheit mit einem Oberhemd ausstaffierten. Wurde sie gefragt, ob sie die Tochter bei sich behalten oder in das Haus des Schwiegervaters ziehen lassen wollte, so war ihre einzige Antwort: „Das steht in Gottes Hand, wenn ihr nur ein guter Mann beschieden ist, ich lasse das Schicksal walten."

Das Schicksal aber schien kein Gedächtnis zu haben und vergaß, daß Seniha sich seit acht Jahren zu seinem Empfang schmückte und vor den Brautschauerinnen zeigte.

Sie wurde von diesem endlosen Warten und Hoffen krank und elend; die Ärzte aber, die sie untersuchten, rieten den Eltern, sie zu verheiraten, das sei die beste Medizin. Diesmal indessen blieb die Mutter hilflos. Um das Schicksal zu erinnern und um Mitleid anzuflehen, vergaß die Mutter keinen Heiligen um seine Fürsprache zu bitten. Viele Kerzen wurden einem Heiligen versprochen; im Mausoleum eines andern wurde dreimal in den Brunnen „mein Glück, mein Schicksal" gerufen; bei dem nächsten wurde gebetet, aus einem Mausoleum ein Stückchen Erde als Talisman mitgenommen.

Sobald der Vater Eile an den Tag legte, die Tochter unter die Haube zu bringen, schloß ihm die Mutter mit allerhand Sprichwörtern den Mund, die besagen sollten, die Tochter sei noch jung genug und könne noch lange im Rauchfang hängen. Aber heimlich rechnete sie fest auf die Hilfe der Heiligen und des Talismans. Das Schicksal jedoch blieb unbestechlich und kümmerte sich gar nicht um sie; es begnügte sich damit, ihnen durch Vermittlung der Bademeisterin zwei ganz ungebildete Frauen ins Haus zu schicken. Aber auch die waren auf der Suche nach einem rundlichen Mädchen mit schneeweißer Haut, einer „Haselnußmade". Doch Seniha ...

Ihre Schönheit fiel nicht auf den ersten Blick in die Augen. Hatte sie früher ihr schmales, zierliches Gesicht im Spiegel be-

trachtet, so begriff sie nicht, warum sie den Leuten nicht gefiel, — jetzt aber begann sie zu verstehen. Um ihre Schönheit zu werten, bedürfte es eines Künstlerauges, das liebevoll alle Züge studierte. Man durfte keine bestechende Schönheit in ihr suchen. Oft, bevor sie ins Bett schlüpfte, das sie nun nicht mehr mit blühenden Phantasien erwartete, ging sie vor den Spiegel, ließ langsam ihre Kleider fallen, streifte das Nachthemd von den Schultern und vertiefte sich in das Bild ihrer Schönheit, die wie ein vergrabener Schatz darauf wartete, gehoben zu werden. Ihre Brüste waren rund und straff und harrten, ihre Bestimmung zu erfüllen, harrten stolz und hochmütig in stummer Klage. Das Schicksal war sehr unbarmherzig, diesen Körper, der einen Künstler wohl hätte inspirieren und entzücken können, so zu vernachlässigen.

Seniha beschloß endlich, diesen köstlichen Schatz nie dem Blick der Brüder oder Söhne einer jener ungebildeten Frauen preiszugeben, sondern nur in dunkler Nacht ihre eignen Augen verschwiegen daran zu weiden.

Nachdem sie sich dahin durchgerungen hatte, begann man nicht mehr wahllos alle Brautschauerinnen vorzulassen, sie wurden erst auf ihre Kleidung geprüft und dann wurde entschieden, ob die Damen sie annahmen oder nicht.

Unbarmherzig schnell vergingen die Jahre und ließen sich nicht halten. Seniha lebte still und zurückgezogen; in langen Winternächten saß sie vor dem Kohlenbecken, schürte mit einer Hand die Glut, während die andere eine feine Damenzigarette hielt, und las Romane und Theaterstücke.

Wahrhaftig, sie brauchte nicht erst Bücher zu lesen, um die Tragödie des Lebens zu verstehen! Waren ihre Augen müde, so ließ sie das Buch sinken und starrte ins Feuer, das dann mit Asche überdeckt war und ihr wie ein Symbol ihrer Zukunft erschien. Schreckte ein Geräusch im Zimmer sie aus ihren Zwiegesprächen mit dem Feuer, das ihr einziger Vertrauter war, so kam ihr die eisige Einsamkeit um sie her mit Grauen zum Bewußtsein. Wie ein Grab war ihre Stube — und das sollte nun bis ans Ende ihrer Tage so bleiben! Nie hatte sie früher an diese Einsamkeit gedacht. Während sie als kleines Mädel im Garten spielte, zwischen Blumen das Hochzeitszimmer bereitete, während sie mit vierzehn Jahren sich in ein sonniges Traumland spann, auf eine glückliche Ehe hoffte, die ihr Haus mit lachenden blonden Kindlein füllen würde wie ein Vogelnest — da war ihr keine Zeit geblieben, an Einsamkeit zu denken. Jetzt aber hatte die rauhe Hand der Wirklichkeit erbarmungslos den Blumenstrauß, den das junge Mädchen für ihr Leben gewunden hatte, zerpflückt und sie einsam und verlassen auf einen hoffnungslos kahlen, düsteren Weg geschleudert. Ängstlich wich sie der Vorstellung einer ferneren Zukunft aus, doch die Fünkchen, die noch unter der Asche im Kohlenbecken glimmten, lenkten ihre Gedanken auf die Zeit, da ihre Eltern nicht mehr bei ihr sein werden und sie eine alte Frau sein würde. Sie trauerte um ihre verlorene Jugend . . .

Sie hatte kein Interesse mehr für den Haushalt, es war ihr gleichgültig, wenn irgendwo etwas mehr Staub lag, oder die Zimmer nicht ganz in Ordnung waren. Für die schadenfrohen

Erzählungen der Nachbarstöchter hatte sie nur mehr ein geringschätziges Lächeln.

Eines Tages, als sie in ihrem Zimmer saß, das Buch ihr in den Schoß gesunken war, riß das Mädchen, das eilig die Treppe heraufgelaufen kam, sie aus ihren Träumereien, indem sie keuchend hervorstieß: „Eine Brautschauerin ist gekommen." Eine Brautschauerin . . . Warum ließen diese Frauen, von denen sie sich schon vergessen wähnte, sie nicht in Ruhe?

Mechanisch stand Seniha auf. Wie ein Automat zog sie sich an, schmückte sich, setzte sich im selben Zimmer auf denselben Stuhl. Sie war schon seit dem frühen Morgen traurig, weil sie in ihren blonden Haaren das erste weiße gefunden und ausgerissen hatte; als sie nun vor diesen Frauen saß, die bedächtig ihren Kaffee schlürften, meinte sie, die könnten sich doch wohl nur darüber lustig machen, daß ein Mädchen mit grauen Haaren noch auf einen Mann warte. Genau vor zwölf Jahren hatte sie zum erstenmal auf diesem Stuhl gesessen, den Kopf voll schillernder Hoffnungen; nun mußte sie, trotzdem sie alt geworden war, noch immer den gleichen Platz einnehmen. Die Strohmatte des Stuhles ist abgenutzt, zahllose Frauen sind durch dieses Zimmer gegangen, sie allein ist die Gleiche geblieben, doch groß und alt geworden. Vielleicht haben die Männer, die einst um sie warben und infolge törichter Anschauungen abgewiesen wurden, jetzt erwachsene Söhne — nur sie sitzt hier und bettelt um die Gunst einer Schwiegermutter oder Schwägerin.

Diese Gedanken, die ihre letzten Hoffnungen vernichteten, sie

erkennen ließen, daß ihre Ideale mit den Kleidern gealtert und veraltet waren, machten es ihr unerträglich, dem beschämenden Schlürfen des Kaffeetrinkens länger stand zu halten. Mühsam drängte sie die Tränen zurück, faßte den unbeugsamen Entschluß, niemals wieder diesen demütigenden Platz einzunehmen, stand auf, und ohne die Erlaubnis abzuwarten, verließ sie das Zimmer.

Unter Tannen

Von Habib Edib

I

Es war ganz früh am Morgen. Unter dem blauen Himmel spielten die kleinen krausen Wellchen der Marmara, die ganz zeitig aufgestanden waren, wie fröhliche Kindlein miteinander; trafen die Sonnenstrahlen, die sich durch die dünnen Nebelschleier ihren Weg bahnten, auf das Wasser, so glänzte es in allen Regenbogenfarben. Von den schneegekrönten fernen Bergen Anatoliens wehte ein frischer Wind herüber und setzte alles in Bewegung, Wasser, Blumen, Blätter, die in der Freude, den Morgen zu begrüßen, einen lustigen Tanz aufzuführen schienen. Belebt wurde die Natur durch den Schlag der Nachtigall, die das Singen und Trillern der andern Vögel, das durch die Bäume des Waldes zitterte, mit einem langen Lied erwiderte; die Hähne aber spreizten ihr goldenes Gefieder im Sonnenschein, krähten aus Leibeskräften, reckten die Hälse und warteten auf Antwort vom jenseitigen Ufer. Weit draußen ragten die dunkelgrünen Edeltannen der Inseln wie ein Diadem der ewigen Schönheit aus den blauen Wogen des Meeres; wie Liebesnester lugten die kleinen weißen Villen zwischen den Bäumen hervor und die

Sonnenstrahlen prallten auf die Fenster, daß sie wie Kupfer im Schmiedefeuer aufglühten. Die Bewohner dieser Häuschen jedoch hatten die Ausflugsmüdigkeit vom Abend zuvor noch nicht überwunden, sie atmeten den Duft der tauigen Morgenluft im Bett und spannen unter den Sonnenstrahlen ihre Träumereien fort . . .

Nur in einer einzigen Villa herrschte ungewöhnliches Leben; die Köche, welche Tags vorher gekommen und während der Nacht einen Herd im Garten aufgebaut hatten, um die Speisen für die heutigen Mahlzeiten zu bereiten, ruhten, die Tasse Kaffee in der Hand, von ihrer Arbeit aus; drinnen im Hause aber gingen die Frauen emsig schaffend ab und zu. Man merkte es ihren Gesichtern an, daß sie nur auf eine Gelegenheit warteten, um ihr Lachen frei von den Lippen perlen zu lassen; alle schienen beglückt über die Veränderung, die im bisherigen Leben der Familie eintreten sollte. Ja, eine Hochzeit stand bevor! Dieses Haus sollte eine Stätte werden für jenes Glück, das allen jungen Menschen als leuchtendes Ideal vorschwebt und allen alten die willkommene Gelegenheit bietet, Erinnerungen ihrer Jugendzeit neu zu beleben!

Endlich waren alle Vorbereitungen beendet und der ganze Zug Eingeladener und Nachbarinnen setzte sich in Bewegung, um am Fuße des Gartens den Dampfer zu erwarten. Aus Frauen jeden Alters setzte sich die Schar zusammen: da waren jugendliche Damen, deren kostbare Toilette nur eine würdige Folie ihrer Schönheit bildete; ältere Frauen, die vielleicht einst nicht an Putz gedacht hatten, nun aber alle erdenkliche Mühe aufwandten, um die

schwindende Schönheit zu verdecken. Wie sie so über die Wiese liefen mit wehenden bunten Schleiern, glichen sie einem Schwarm von Schmetterlingen, der zwischen Blumen schaukelt. Wie ein König der Meere näherte sich der weiße Dampfer und entfernte sich, nachdem er die eleganten Reisenden aufgenommen, wieder von der Insel, in seinem Kielwasser eine Schleppe wie Blütenschnee nach sich ziehend, aus der einzelne Tropfen aufsprühten und im Sonnenschein wie Diamanten funkelten. Kleiner und kleiner wurden die Inseln und als sie um die Serailspitze bogen, breitete sich der Bosporus in paradiesischer Schönheit vor ihren Blicken aus. Die ganze Damenschar, auf der Fahrt, eine Braut abzuholen, schien vor lauter Übermut geneigt, mit ihren weißen Schuhen auf der silbernen Furche, die der Dampfer durch das saphirblaue Wasser zog, nach der Insel zurückzuhuschen. Als sie sich der Küste von Kanlidscha näherten, gewahrten sie eine Menge Frauen, die wie vielfarbige Blumen im Wind auf einer Wiese durcheinander wogten. Von beiden Seiten begann man einander zuzuwinken, sich mit Handschuhen und Schleiern Zeichen zu geben. Kaum hatte das Motorboot angelegt, da sprangen einige Damen, noch ehe der Landungssteg herabgelassen war, ihre Kleider anmutig raffend, so daß man ihre schönen Beine bewundern konnte, an Land, und über den Erfolg entzückt, wandten sie sich mit etwas herausfordernden Lachen an die zurückgebliebenen Gefährtinnen. Nach einigen flüchtigen Begrüßungsworten setzte sich der ganze Damenschwarm in Bewegung, dem Hause zu, wo die Braut im Empfangssaal aufgeregt ihrer harrte.

Mit lächelnder Anmut führte sie grüßend die Hand an Mund und Stirn und empfing als Gegengruß von aller Lippen ein „Gott schütze dich". Wie Bienen schwirrten die Worte durcheinander: hier wurde das prachtvolle Kleid der Braut gerühmt, das ihre Schönheit vorteilhaft höbe, da meinten andere, schöne Frauen sähen in jedem Gewand reizvoll aus, dort ertranken die Worte „Wissen Sie noch, Nebihe Hanum, als sie vor zwölf Jahren Braut spielte," im allgemeinen Stimmengewirr. Trotzdem kein Fremder im Garten war und sie vor den Dienern des Hauses immer unverschleiert ging, so war doch nach altem Brauch ein Gang von aufgespannten Tüchern bis zum Strande gebildet und auf diesem Wege führten sie nun die Braut in die Kajüte des Dampfers. Fast waren die Damen nun am Ziel ihrer Wünsche, und nur noch eine Neugierde plagte sie: wie würde die erste Begrüßung zwischen Bräutigam und Braut sein? Mit halbgeschlossenen Lippen flüsterten sie untereinander, rasche Seitenblicke auf die Braut werfend, die ihr Mitleid nicht merken sollte. Wahrhaft aufrichtiges Mitleid aber empfand Behijes Mutter; es wurde ihr bitter schwer, die einzige Tochter aus dem Hause ziehen zu lassen, aber da ihr Mann darauf bestand, blieb ihr nichts anderes übrig, als sich darein zu fügen. Der schrille Pfiff des Dampfers schnitt die Unterhaltungen der Damen jäh ab: man näherte sich der Insel. Jede einzelne warf noch einen möglichst langen Blick in den kleinen Spiegel des Salons, um ja recht viele Schmeicheleien über ihre Toilette von den vielen fremden, zur Hochzeit geladenen Damen einzuheimsen. Man half sich un-

tereinander, um kleine Fehler abzustellen, oder machte sich mit halb freundlicher, halb boshaft-neidischer Stimme auf diesen oder jenen Schaden aufmerksam.

Vor der Tür der Villa wartete der Bräutigam, Feridun, an der Seite seines Vaters Ali Effendi, im schwarzen Gehrock, mit Lackstiefeln und weißer Binde.

Nachdem die Braut den Schwiegervater zum erstenmal begrüßt hatte, schlang er ihr, als Symbol, einen Schal um die Taille und legte ihren Arm in den seines Sohnes. Mühsam bahnten sie sich einen Weg durch die Leute, die sie dicht umdrängten, um ja alles zu sehen, sie mit Schmeicheleien und Segenswünschen überhäuften, und schritten zum Hochzeitszimmer. Kaum hatte sich die Tür hinter ihnen geschlossen, als Feridun den Schleier vom Antlitz seiner Braut hob, ihr die Morgengabe überreichte und mit liebevollem Blick zum erstenmal ihr Gesicht betrachtete, das zart und schön aus den weißen Gewändern emporblühte. Um ihre Befangenheit zu betäuben und eine Brücke zur Bekanntschaft zu finden, fragten sie sich recht töricht nach ihren Namen und versuchten dann angestrengt sich von der Realität des künftigen Zusammenlebens zu überzeugen.

Indessen wurde die aufgeregte Gesellschaft draußen unruhig, die Unterredung dauerte ihr zu lange, man begann lauter zu sprechen, es an Anspielungen nicht fehlen zu lassen, und einige besonders Vorwitzige klopften kichernd gegen die Tür. Endlich wurde geöffnet und Feridun trat heraus; die Mehrzahl der Damen fand es überflüssig, sich vor ihm zu verschleiern, einige zogen die Spitzen

ihres Kleides über den Kopf, andere hielten winzige Taschentücher über die Seite der Haare, die nicht von Brillanten bedeckt war. Mechanisch steckte Feridun die Hand in die Tasche und warf neues, blankes Geld unter die Damen, die gierig darnach griffen, noch ehe es den Boden berührte und für einen Augenblick unversehens die Maske der Erziehung vom Gesicht fallen ließen. Lachend zankten und knufften sie sich, mit dem entschuldigenden Einwurf, daß dieses Geld Glück bringe; in Wahrheit aber war nur jede besorgt, mehr als die andere zu erhaschen. Jetzt drängten sich alle ins Brautgemach, dicht um die Braut, um das Geschenk des Bräutigams zu sehen; während manche es laut bewunderten, zischelten andere, die der Neid peinigte, weil sie einst bei ihrer Hochzeit weniger kostbar bedacht worden, daß es geschmacklos sei. Die Gäste setzten sich, und die Schwiegermutter, die die Rolle der Hausfrau übernahm, bemühte sich, sie zu unterhalten. Vor den Fenstern aber versammelten sich die Nachbarinnen, die die Musik aus dem Hause gehört hatten, und als sie vor der Haustür den Nachtwächter stehen sahen, im roten Flanellhemd, in gelben Pluderhosen, dicken, goldgestickten Strümpfen und Lackschuhen, in der Hand einen langen Stab, schlüpften sie hinein, einen kurzen Schleier bis zu den Schultern über die Haare gezogen und gratulierten der Braut. Vor diesen Augen, die nur kamen, um zu kritisieren, war alles weit geöffnet; im Hochzeitszimmer war die Einrichtung gedankenlos zusammengewürfelt, halb europäisch, halb türkisch, trotzdem die Familie streng an alter Sitte festhielt; im anstoßenden, weiß möblierten Schlafzimmer lag auf dem Bett, in ein gesticktes Tuch geschlagen,

das Nachthemd des Bräutigams; auf Ständer gezogen standen rings an den Wänden die Kleider der Braut. Auf dem Waschtisch und Toilettentisch aber, auf denen neben Parfüms und eleganten Kleinigkeiten gar kein Platz mehr schien, waren die Geschenke der Gäste ausgestellt.

II

Feridun, schwankend, was er bis zum Abend unternehmen sollte, bestieg den Dampfer, fuhr zur Stadt und besuchte ein paar gute Freunde. Die Verheirateten, denen das Leben erwartetes Glück schuldig geblieben war, warfen ihm mitleidsvolle Blicke zu, die unverheirateten aber, denen noch der Zauber der Illusionen vorschwebte, wollten wissen, welchen Eindruck die Hochzeit auf ihn gemacht habe. Wußte er denn schon etwas davon? War es denn nicht nur ein Traum? Hatte er sich alles so vorgestellt, als er noch jung war und die Zukunft voller Verheißungen vor ihm lag? Er hatte geglaubt, die Verbindung mit einer geliebten Frau, die das Feuer seines Jünglingstums entfachte, würde ihm die Erfüllung aller Wünsche bringen. Er hatte geträumt, den ersten Kuß der Liebe nicht unter hundert fremden Augen, nach feierlicher öffentlicher Bekanntmachung, sondern im Schatten der dichten Tannen zu küssen, durch deren enges Nadelgehege nicht einmal das zitternde Licht der Sterne drang, während draußen das Meer wie seidene Frauengewänder rauschte und ihm ein märchenhaftes Liebeslied sang. Die Bekannten von früher neckten ihn „Träumer, Dichterling". — Die Musik des Meeres, der Vögel und der Bäume ließ

ihn die ganze Natur als lebendes Wesen empfinden, er las in ihrer Seele wie in einem Sagenbuch, nur fehlte ihm ein verstehendes Wesen, das er in das Land seiner Phantasien hätte einlassen können.

Er besaß alle die Güter, die man auf der Welt Glück nennt. Obgleich sein Vater in alter Zeit, als sich günstige Gelegenheiten boten, sie geschickt ausgenützt und große Reichtümer gesammelt hatte, obgleich er selber mehr gelernt hatte als seine Kameraden und nun eine Stellung bei der Regierung einnahm, schmerzte es ihn tief, daß den Eltern jedes Verständnis für ihn mangelte. Diese Leere trieb ihn dazu, für seine durstende Seele bei fremden Frauen Mitgefühl zu suchen; der Blick einer gänzlich Unbekannten konnte ihn tagelang innerlich beschäftigen; aber schloß er dann eine Bekanntschaft, so wurde er meist enttäuscht und blieb hoffnungsloser denn je.

Nach Beendigung seines Studiums quälte die Mutter ihn unabläßig mit Vorschlägen, ihn glücklich zu versorgen; der Vater unterstützte sie durch ein aufmunterndes Lächeln, er aber gab keine Antwort; nur manchmal sagte er, er wolle seine Frau selber sehen und wählen; riß die Mutter dann vor Verwunderung Augen und Mund weit auf, und runzelte der Vater die Stirn, so zog er die Sache ins Scherzhafte, um die elterliche Mißbilligung nicht zu sehen und anzuhören. Sie konnten sich gar keinen Begriff von seinen Ideen machen; sollte man seinetwegen die Tradition umstoßen, die es der Mutter vorbehält, die Frau für den Sohn zu wählen? Gab es nicht einen alten weisen Spruch, der nach der Hochzeit die Liebe prophezeit? Hatte sie seinen Vater nicht auch

auf diese Art kennen gelernt? Wußte er überhaupt etwas von jungen Mädchen? Diese Fragen wiederholten sich wie ein unabänderlicher Refrain, bis man schließlich glaubte, die rechte Gattin gefunden zu haben. Sie war die Tochter Hassan Bejs, der als ehemaliger Hofzeremonienmeister ein Kollege von Feriduns Vater war. Wahrhaftig, sie war vorzüglich erzogen; ging nicht wie die Nachbarstöchter immerfort spazieren, las keine schlechten Romane und machte in den modernen Kleidern keine lächerliche Figur; sie konnte schreiben und lesen, und war es überhaupt notwendig, daß ein Mädchen mehr lernte? Diese stereotyp wiederholten Lobreden und das naive Urteil der Mutter hinterließen in Feriduns empfindlicher Seele allgemach einen gewissen Eindruck.

Eines Tages, nachdem er halb lachend eingewilligt, ging Nessime Hanum, ohne weiter auf ihren Sohn zu hören, als offizielle Brautschauerin in das erwähnte Haus. Was versteht überhaupt das Kind selbst von alledem? Wurde sie gefragt, als man sie verheiratete? Als sie an diesem Abend nach Hause kam, war sie noch stolzer als sonst, und nach ihrem Sohn hinüber schielend, erzählte sie mit breiter Ausführlichkeit alle Einzelheiten des Besuches. Wie zuvorkommend war sie empfangen worden, und wie neidisch hatten die Leute unterwegs sie angeguckt, als sie erzählte, daß sie einen Sohn zu verheiraten habe!

Feridun ließ von jetzt ab alles gehen, wie es wollte, versuchte nicht mehr, seine Persönlichkeit durchzusetzen und stand als unbeteiligter Zuschauer neben den Ereignissen. Es wurde auch gar nicht nach seinen Gedanken und Empfindungen gefragt. Um den

Tadel des Vaters, den er sehr fürchtete, nicht herauszufordern, und der Mutter, die er von Herzen liebte, nicht die glücklichste Beschäftigung zu rauben, schwieg er zu allem. Als dann eines Tages der Vater zu ihm kam, ihm von Eheglück und Liebe sprach und fragte, ob er einwillige, am kommenden Montag den Onkel als Stellvertreter und zwei alte Nachbarn als Zeugen nach Kanlidscha zur Trauung zu schicken, sagte er zwar: „wie Sie befehlen", konnte aber noch dann nicht glauben, daß es Wirklichkeit sei und kehrte sofort zu seinen Träumereien zurück; wer weiß, vielleicht würde er glücklich werden! Vielleicht würde eine Kameradin die bisher nutzlos verstrichene Zeit seines Lebens ausfüllen und das Sehnen seiner Seele stillen. Mußte er denn ein solcher Idealist bleiben; war es nicht besser, das Leben etwas materieller anzusehen? . . .

Die zwei Wochen nach der Trauung vergingen sehr rasch und endlich nahte der Donnerstag, sein Hochzeitstag. Ohne daß die jungen Leute irgendwie daran teilnahmen, hatten die Elternpaare alle Bedingungen festgesetzt; und da beide geneigt waren schnell ans Ziel zu kommen, so hatten sie sich bald geeinigt; Feridun aber überließ sogar die Auswahl der Morgengabe seiner Mutter. Er fühlte sich wie in ein Märchenland versetzt, seine Anschauungen waren denen der Eltern um Jahrhunderte voraus, so ließ er sich nur geduldig an den Abenden die Einkäufe der Mutter zeigen und lobte und bewunderte alles, um ihr Freude zu machen.

Filmartig zogen alle diese Bilder an Feriduns geistigem Auge vorüber, während er sich durch ausweichende Antworten den Fra-

gen seiner Freunde gewandt entzog, um nicht wieder ihre Spöttereien erdulden zu müssen.

Schließlich kehrte er ziemlich aufgeregt und eilig nach der Insel zurück und bemerkte zu seinem Erstaunen, daß die Zeit noch lange nicht so vorgerückt war, wie er glaubte, so daß die Damen sich noch nicht zurückgezogen hatten, und ging in den Selamlik.

Als die Damen das Haus zu verlassen begannen, kamen seine Gäste, seine Kameraden und Kollegen, die Nachbarn und der Geistliche. Die jungen Leute ließen Feridun mit ihren Blicken merken, wie sie ihn darum beneideten, daß er die kommende Nacht wie im siebenten Himmel verleben würde, während die alten, die das Leben schon verbraucht hatten, sich in pessimistischem Philosophieren über die Nichtigkeit alles Irdischen ergingen und der Geistliche sich abmühte, eine feierliche, heilige Note in das Gespräch zu fügen, indem er zum Besten gab, was er an den verschiedensten Quellen eingesammelt hatte.

Nach dem Essen wurde der Kaffee gereicht, alle standen auf und stimmten in das Gebet des Priesters ein, beglückwünschten dann den Bräutigam und geleiteten ihn bis zum Harem. Erleichtert aufatmend, daß der Tag glücklich überstanden war, stieg Feridun die Treppen hinauf, immer zwei Stufen auf einmal nehmend. Auf dem Korridor begegnete er der Mutter, die vor Seligkeit strahlte, küßte ihre Hand und betrat das Brautgemach. Die Prismen des Kronleuchters warfen ein vielfarbiges Licht über das Zimmer, an dessen Tür Behije stand, eine funkelnde Brillantenkrone auf dem blauschwarzen Haar: ihre dunklen Augen strahlten

durch den Tüllschleier wie Sterne durch feinen Nebel; sie erwartete mit glücklichem Lachen den Gatten. Er nahm ihre schmalen Finger in seine zitternden Hände, im nächsten Augenblick aber fielen seine Augen auf den Gebetsteppich in einer Ecke der Stube, und sogleich erinnerte er sich der ersten Pflicht, die ihm seit frühester Jugend eingeprägt worden war, ging automatisch zu dem Teppich, blieb stehen, ohne zu wissen, was er tun sollte, und kam wieder zu ihr zurück. „Wie schön der Frühlingsabend ist," sagte er, nur um das Schweigen zu brechen.

III

Wie kleine Pfeile sandte die Morgensonne ihre Strahlen auf Feriduns Augen, der erwachte und sofort seine Erinnerungen zu ordnen begann und aufmerksam die Gestalt der neben ihm liegenden jungen Frau betrachtete, die ihm in dieser einen Nacht so nahe gekommen war. War sie schön? Er wußte es nicht zu sagen. War denn Schönheit nicht ein ganz relativer Begriff, der von Geschmack und Stimmungen abhing! Sollte es so einfach sein, die goldenen Liebesschlösser, die seine Phantasie gebaut, in die Wirklichkeit zu überpflanzen? Trotzdem es der Morgen nach seiner Hochzeitsnacht war und sie an seiner Seite lag, so ahnte er doch noch nichts von der Seele dieser Frau und Behije ließ sein Herz, das so nach Liebe verlangte, nicht schneller schlagen. Nun, er würde eben seine Lebensgefährtin aus ihr machen; er mußte; er hatte allerdings einmal gehofft, einer entzückenden Geliebten jeden Morgen kosende Lieder zu singen, durch ihre Liebe die Kraft zu ge-

winnen, alle Schwierigkeiten und Fährnisse des Lebens zu überwinden. Er hatte von jeher einen festen Glauben: in ihm ruhten alle Erfolge und Unternehmungen seines Lebens wie Samenkörner, die er nach seiner Heirat in den Boden senken wollte, damit sie wüchsen und gediehen; nun aber lag diese Frau neben ihm, war unfreiwillig in seine Nähe verschlagen, wie im Winter bei Schnee und Eis oder bei einem Gewitter ein verirrtes Vögelchen bei den gefürchteten Menschen Unterschlupf sucht — und er fühlte, daß er von seinen Hoffnungen Abschied nehmen mußte, und trauerte um sie, wie eine Mutter um ihr totgeborenes Kind.

Mit einem Lächeln, das der Traum der Nacht auf ihre Lippen gezaubert, erwachte Behije, sie schämte sich und wurde rot, als sie sich neben ihrem Mann erblickte und sah, daß er schon wach war; und eilig stand sie auf. Da wurde auch schon an die Tür geklopft. Heute, am heiligen Freitag, sollte die Hochzeitsfeier fortgesetzt werden, aber nur im engen Kreis geladener Gäste. Nachdem sie noch ein paar Worte gewechselt hatten, verließ der junge Ehemann das Zimmer und ging in den Salon, küßte Eltern und Schwiegereltern die Hand und sollte nun wieder das Haus verlassen, während Behijes Mutter sich zu ihrer Tochter begab, um sich alle Einzelheiten des Abends berichten zu lassen. Während die Friseurin um Behije beschäftigt war, Mutter und Freundinnen ihr halfen, ein neues Kleid anzulegen, drehten sich im Salon die jungen Damen auf ihren Absätzen hin und her, um ihre Toiletten, die zu diesem Tage angefertigt waren und sie wochenlanges Kopfzerbrechen gekostet hatten, von allen Seiten bewundern zu lassen.

Die jungen Mädchen umdrängten stürmisch Behije, um ihr Teilchen von dem Hochzeitsgeheimnis zu entreißen, während die jungen Frauen sie mit bedeutungsvollem Lächeln begrüßten und in ihren Kreis aufnahmen.

IV

Mehr als für alle andern Leute war diese Hochzeit für Vater Ali ein Grund, seine schönsten Erinnerungen aufzufrischen. Seine eigene Hochzeit war ganz verblaßt in ihm, aber er hatte manche Torheit auf dem Gewissen, die sein jugendliches Alter entschuldigte, für die er jetzt jedoch keine Gelegenheit mehr fand, obgleich ihm seine Frau, die für den Großmutterposten kandidierte, seiner Liebe nicht mehr würdig schien. Überhaupt war in Nessime Hanum seit der Heirat ihres Sohnes eine Veränderung vor sich gegangen. Ihre einzigste Beschäftigung bestand nur noch darin, das Gesicht ihres Sohnes zu studieren und, wenn sie ihn verstimmt und bekümmert sah, enttäuscht über das nicht gefundene Glück, so bombardierte sie die Schwiegertochter mit bösen Blicken. Entdeckte Ali Effendi in seinem Bart oder an den Schläfen ein neues weißes Haar, so schob er die Schuld daran auf die unerquicklichen Zustände des Hauses und kämpfte gegen die Gedanken, die Sturm auf sein Hirn liefen. Wie beschäftigten ihn jetzt die Damen, die er während der Hochzeit zufällig zwischen den Türen erblickt hatte! Seine Gedanken folgten ihnen unablässig und er bedauerte oft, daß sich keine Gelegenheit bot, wieder eine solche Gesellschaft zu versammeln. Wie schön war das Leben, als er jung war! Aber war

er denn jetzt alt? Wie verschieden der Charakter seines Sohnes von dem seinen war! Der sah das Leben immer wie durch ein umgekehrtes Fernrohr — ganz weit und winzig, — und glaubte, es bestünde nur aus Gedichten! Aber war in seinen eigenen Augen das Leben zu etwas anderem bestimmt, als die Frauen in Freude zu genießen? Mußte man von einer Frau denn etwas anderes als Lachen und Anmut erwarten? Ressime war in seinen Augen nur noch eine vom Strauch gepflückte Blume, die traurig und verblüht in einer Vase steht, sich selbst aber noch am lebenspendenden Stamm wähnt, der jeden Frühling frische Blüten trägt. Er trauerte über sein Leben, das vielleicht unter diesen steten Entbehrungen verfließen würde. Warum lassen diese Gedanken ihn nicht in Ruhe, beschäftigen ihn im Gegenteil täglich intensiver? Er konnte es sich nicht erklären. Dann dachte er wieder: trotzdem man frisches Wasser auf die Blume goß und alle erdenkliche Sorgfalt auf sie verwendete, welkte sie zusehends und lieh dem ganzen Zimmer einen traurigen Duft von Vergänglichkeit — sollte man nicht das Recht haben, sie zu wechseln? Aber es war ja nicht möglich, entsprach den menschlichen Treubegriffen und Sitten nicht; er schämte sich und fürchtete, man könnte seine Gedanken in seinen Augen lesen. Aber wie hartnäckig hielten ihn diese Gedanken fest! Würde nicht eine frische Knospe, zu der welkenden Blume ins Glas gestellt, dieser neuen Duft und Reiz verleihen und das ganze Haus verschönern? Aber wie sollte er das bewerkstelligen? Wie sollte er das seinem überempfindlichen Sohne beibringen und Behije, die von Tag zu Tag sorgenvoller in Feriduns Gesicht forschte, das ein ge-

treuer Spiegel seiner Mangel leidenden Seele war — und vor allem, was sollte er Nessime sagen? Dann verjagte er diese Ideen wieder und suchte Arbeit im Garten, um sich zu ermüden und nicht mehr zu denken. Aber war denn Denken auch Sünde? Müßte er sich auch dieser unschuldigen, beseligenden Freude berauben? Schließlich fand er, daß ihm das Recht zu denken unbedingt zustehe, gab sich seinen Träumen rückhaltlos hin und wurde nervös und ungehalten, wenn sie durch Vorkommnisse im Hause eine Unterbrechung erlitten.

Nessime fiel die Veränderung an ihrem Mann wohl auf, aber sie fand nicht die Zeit, sich näher damit zu befassen, und achtete nicht mehr darauf.

Ali Effendi ließ inzwischen alle seine Bekannten vor seinen Augen Revue passieren und überlegte, was er von ihren Schicksalen wußte; dabei fiel ihm auch der Geistliche ein. Was er getan, hatte ihm weder Schaden noch Schande eingetragen, obgleich er doch ein Priestergewand trug. Diese Überlegungen bestärkten ihn in seinen Gedanken.

Eines Tages trafen sich die beiden auf dem Dampfer, der abends von der Stadt zur Insel fährt; sie hielten beide eine Zeitung in der Hand, um sich die Langeweile der Überfahrt zu verkürzen, und begannen schließlich zu gähnen. Nachdem Ali Effendi erst ein paarmal geschluckt hatte, erzählte er dem Priester, wie furchtbar er sich langweile; der näherte sich ihm und sagte lachend: „Wir müssen Sie verheiraten." Solche Scherze hatte er oft gemacht. Aber der Priester, der aus Glück und Unglück der

Menschen gleichen Nutzen zog, fand nichts verwerfliches an diesem Vorschlag, der andern ungeheuerlich erschien, und als Ali Effendi ihn aufmerksam machte, daß dies doch nicht mit der Vernunft vereinbar sei, rückte er ihm mit Koransprüchen, die er einstmals auswendig gelernt hatte, und mit alten Sprichwörtern zu Leibe. Als Ali Effendi den Reden dieses Mannes zuhörte, der so unwissend war, daß er die Weisheiten vergangener Jahrhunderte ohne weiteres in die Gegenwart versetzte, bemächtigte sich große Aufregung seines Herzens, seine Urteilskraft wurde getrübt und er fand den Vorschlag nicht mehr so schändlich. Er lenkte das Gespräch wieder auf den Ausgangspunkt und, als der Geistliche seinen Rat wiederholte, war er überzeugt, die Sache sei wirklich nicht so schlimm.

Der Priester hatte nämlich eine satanische Geschicklichkeit, die Leute zu seinen Ansichten zu bekehren; aus Märchen und Legenden geschöpfte Weisheiten stellte er als apodiktische philosophische Beweise hin; er liebte es auch besonders, sich eine dichterische Pose zu geben, und eine Phrase, die einst Bänkelsänger in ihrer Zeit mit gewisser Berechtigung gesungen und die sich von Mund zu Mund im Volke fortgepflanzt hatte, ohne mehr einen Sinn zu haben, zitierte er mit größter Vorliebe. „Nicht wahr? Kann es Sommer sein, mit einer einzigen Blume?" Fügte das seiner ersten Liebe irgend welches Unrecht zu? Da, sah er ihn selber nicht? War er bei der einen Gattin, so fühlte er seine Liebe zu der abwesenden neu erwachen, und durch diese Wechselwirkung von Erfüllung und Begierde blieb er stets jung und elastisch. Als er glaubte,

Ali Effendi ganz überzeugt zu haben, rückte er noch näher an ihn heran und erzählte ihm mit leiser, ernster Stimme von Nesrin, der Tochter ihres verstorbenen Nachbarn.

Wie gut der Priester seinen Geschmack kannte! War das nicht das kleine blonde Mädel, das vor langer Zeit einmal an einem Festtag mit dem vor Armut gebeugten Vater zu ihm zur Gratulation kam und von den vor sie hingestellten Bonbons immer gleich zwei auf einmal in das Mündchen schob? Wie schnell sie erwachsen war! Wenn sie später mit Vater und Mutter kam, schlüpfte sie immer gleich in den Harem! Für diesen Schößling mit kastanienrötlichen Reflexen im blonden Haar, saphirblauen Augen, hoher schlanker Figur und schmaler Taille, der nur darauf wartete, in die Höhe zu schießen und zu blühen, fühlte er in diesem Augenblick eine starke Neigung.

Um dem Priester den großen Altersunterschied zu beweisen, der zwischen dem aufblühenden Kind und ihm klaffte, dessen Alter bald durch einen neuen Familientitel dokumentiert werden sollte, wies er auf die grauen Haare seines Bartes. Doch der andere lachte. Er wunderte sich maßlos, daß Ali Effendi eine so einfache Sache nicht begreifen konnte. Was konnte es denn schaden? Waren die Frauen denn überhaupt etwas anderes, als Blumen, die blühten und vergingen, während der Stamm, an dem sie hingen, seine unverminderte Kraft behielt? Würde dies junge Mädel nicht auch binnen kurzer Frist eine reife Frau sein? Vergehen die Jahre nicht schnell wie ein Tag? War die Vergangenheit nicht eine Spanne, so kurz wie das Öffnen und Schließen des Auges?

Als der Dampfer anlegte und der Priester stolz und zufrieden zu den beiden ihn erwartenden Frauen ging, schritt auch Ali Effendi, von nahem Glück träumend, lachend nach seiner Villa.

V

Eines Abends stellte Nessime Hanum ihren Mann wegen der Gerüchte zur Rede, die ihr zu Ohren gekommen waren, denen sie aber keinen Glauben schenken wollte; als er aber zitternd und wortlos vor ihr sitzen blieb, wie ein in flagranti ertappter Verbrecher, da fühlte sie sich trotz ihrer grauen Haare gekränkt wie ein junges Weib, das am ersten Tage der Ehe betrogen wird, und brach in Tränen aus. Jetzt bot Ali Effendi seine ganze Beredsamkeit auf, um mit möglichster Überzeugungskraft die Worte des Geistlichen zu wiederholen, suchte sie auf alle erdenkliche Weise zu beruhigen, sagte ihr, daß sie sich schonen müsse und er nur, um sie im Haushalt zu entlasten und zu unterstützen, eine Kameradin ins Haus nehmen wolle. Doch je mehr er sich bemühte, sich vor ihr rein zu waschen, desto besser verstand sie, daß die Sache für ihn beschlossen war, schwieg und verließ das Zimmer.

Nachdem es erst einmal im Hause bekannt war, entwickelten sich die Dinge nacheinander. Ali Effendi wurde eines Tages im Hause des Priesters getraut und brachte seine junge Frau in die Villa. Er war nun der glückseligste Mensch unter der Sonne. Trotz seiner 55 Jahre fühlte er sich wie ein Jüngling neben der Frau, die um mehr als zwei Drittel jünger war, und sein Gesicht spiegelte wieder, daß ihn das Leben mit allen seinen Genüssen bedachte.

Nesrin, deren schlanker Körper auf dürrem Boden aufgewachsen war, fühlte sich in diesem reichen Hause fremd und einsam und schämte sich, die Gattin dieses Mannes zu sein, dem das Schicksal sie zugeführt hatte. Wie hatte sie früher gelebt, ein wie glücklicher, schattenloser Traum umfing sie! Zwar hatte es manchen harten Kampf gekostet, die Armut, die sie bedrückte, zu verbergen, aber wenn sie allein mit ihrer Schwester war, so hatten sie sich Zukunftsbilder in den üppigsten Farben ausgemalt. Allerdings hatte die Schwester das Leben immer von der materiellen Seite betrachtet, war des Elends müde und wünschte sich, ihre Schönheit mit Reichtum zu umkleiden. Nesrin aber hatte nur die Achseln gezuckt, ihre Augen suchten in den Wolken einen himmlischen Freund, der sie in wahrhaftiger Liebe an sein Herz ziehen würde. Endlich bot sich eine Gelegenheit, die Schwester heiratete einen Gutsbesitzer in der Provinz. Dann folgte der traurige Tod des Vaters und sie blieb allein mit der Mutter, die nur darauf brannte, sie auch an den Mann zu bringen, um zur andern Tochter ziehen zu können; als sie der Geistliche eines Tages zu sich rief und ihr von Ali Effendi sprach, war sie gleich einverstanden; ein alter Mann würde den Wert einer Frau besser zu schätzen wissen — und ohne weiteres wurde die Ehe beschlossen und die Trauung fand statt.

An diesem Abend kam Nessime Hanum, die zu stolz war, sich die widerfahrene Kränkung anmerken zu lassen, nicht zu Tisch; Ali Effendi aber bemühte sich unablässig, die gedrückte Stimmung zu vertreiben und unterhielt sich in bester Laune lebhaft nach allen Seiten. Inzwischen kreuzten sich Feriduns Blicke mit denen seiner

um mehrere Jahre jüngeren Stiefmutter und ein Schauer flog durch seinen Körper. Er kannte sie von früher; als sie beide klein waren, hatten sie sich oft unter den Tannen getroffen und während die Mütter ausruhten, sich einander nach einigen furchtsamen Blicken genähert, rasch Freundschaft geschlossen und waren dann zusammen an den Strand hinunter gelaufen, anzusehen, was das Meer von weit her auf den Sand spülte. Manchmal streifte sie die Ärmel hoch, um nach den im Wasser glitzernden Steinchen zu haschen, die sie in echt frauenhafter Aufwallung begehrte; Feridun sprang ihr zu Hilfe und überreichte ihr den Schatz, mit dem Stolz eines Mannes, der einer Dame ein Geschenk zu Füßen legt, und beide Kinder liefen dann glückstrahlend zu den Müttern, ihnen den Fund zu zeigen. Wie hatte sie sich in sieben Jahren verändert! Als sein Blick die unter der goldenen Krone ihrer Haare leuchtenden Saphiraugen traf, fiel ihm das alles ein und er fühlte sich dem jungen Weibe gegenüber noch unglücklicher.

Die Tage folgten einander und seine Gedanken wurden nur immer rettungsloser verstrickt; wo immer er ging und stand, verfolgten ihn diese Augen. Es wurde ihm schwer, seine Frau zu ertragen, für die sein Herz keine Wärme finden konnte, doch obgleich er ein Opfer des Unverstandes seiner Mutter war, wollte er das ihr angetane Unrecht nicht noch verschlimmern. Meistens stand er vor den andern vom Tische auf, ging in sein Zimmer und versuchte, sich mit seiner Frau zu beschäftigen, versank aber unversehens wieder in seine Gedanken.

Nesrins Antlitz trug jetzt deutliche Spuren davon, daß ihre

Seele hungerte, und dieser geheime Kummer ließ sie um zehn Jahre älter erscheinen. Sie fühlte sich unglücklich in diesem Hause, in dem alle Frauen sie als Feindin betrachteten, kam sich Nessime Hanum gegenüber als Verbrecherin vor, litt unter den spöttischen Blicken der Dienerschaft und verwünschte Schicksal, Gesetz und Gesellschaft, die sie hierher verbannt und ewig von Feridun getrennt hatten; ihren einzigen Trost fand sie darin, sich in einer stillen Ecke zu verstecken und zu weinen, zu weinen . . .

Es war ein schwüler Sommerabend, die ganze Natur schien sich faul zu dehnen, die Grillen zirpten, die Strahlen des Mondes waren wie flüssiges Silber über das Meer gegossen, fielen durch die Blätter der Laube auf die Hausbewohner, die dort ihren Kaffee tranken, fügten Nessimes traurigem Gesicht noch eine wehmütigere Note hinzu. Behije, die ein Kind unter dem Herzen trug und immer abgespannt war, schloß die Augen; Ali Effendi aber, der sich zwischen seinen beiden Frauen sehr wohl fühlte, erzählte aufgeräumt von den Erlebnissen des Tages.

Seit Nessime Hanum beobachtete, wie ihr Sohn seine Frau vernachlässigte, vergaß sie ihre schwiegermütterliche Eifersucht und fühlte nach der am eignen Leibe erlittenen Zurücksetzung Mitleid mit der Leidensgefährtin, die ein Stück ihres Sohnes in sich beschlossen trug. Sie schützte Kopfschmerzen vor und ging mit Behije ins Haus. Ali Effendi, der seine Wasserpfeife nicht verlassen mochte, gab den jungen Leuten die Erlaubnis, am Strande zu rudern, und riet ihnen mit väterlichem Blick recht vorsichtig zu sein.

Nach kurzem Hin- und Herkreuzen glitt das Boot, wie von ge-

heimnisvoller Kraft getrieben, dem Strande zu, der ihre gemeinsamen Kindheitserinnerungen barg. Sie ruderten beide allein. Als sie sich dem Ufer näherten, fragte er, die Anrede „Frau" fallen lassend und sie duzend: „Erinnerst du dich an einst, Nesrin?" und während sie, die Ruder fallen lassend, sich zurücklehnte, umspielten die goldenen Haare ihres Nackens sein Gesicht und er verschlang sie mit flammenden Blicken ...

Bei ihrer Rückkehr fanden sie Ali Effendi eingenickt, gingen auf ihre Zimmer und trennten sich mit einem tiefen Seufzer, daß das Geschick sie unbarmherzig auseinander riß.

Ob Feridun wachte oder schlief, immer fühlte er die seidigen Haare um Augen und Lippen wehen, und schloß er die Lider, um den Spuk zu vertreiben, so sah er das Bild nur noch deutlicher. Überhaupt schienen sich alle Dinge verschworen zu haben, ihn zu besiegen und diese Liebe anzufachen. Nessime vertrug sich immer schlechter mit ihrem Mann, Behije verließ das Zimmer nur noch selten und Ali Effendi, der sich schwächer fühlte, als er eingestehen wollte, konnte seine junge Frau nicht immer begleiten, so daß er sie dem Sohn mit liebevollem Blick anvertraute: denn sie müsse wie ein Vögelchen von Zweig zu Zweig hüpfen. Sie fuhren meist im Kahn dorthin, wo ihre Gedanken weilten und ihre Seelen wortlose Zwiesprache hielten. Sie begriffen es jetzt: sie liebten sich, ohne es zu wollen; unaufhaltsam strömten ihre Seelen einander zu. Oft auch gingen sie durch die Wälder, lauschten still und andachtsvoll dem Rauschen der Bäume, aus dem sie ergriffen das Lied ihrer Liebe zu hören meinten. Manchmal auch, wenn sie eine

Höhe hinaufliefen oder über einen umgestürzten Stamm sprangen, ging von ihren ineinander geschlungenen Händen ein elektrisches Zucken durch ihre Glieder und die Wärme ihrer Körper zog sie magnetisch an. Wie sie sich auch mühten, ihre Liebe vor einander geheim zu halten, so wurde sie doch immer intensiver, bis sie sich sie eingestanden und lange zusammen über ihr Unglück weinten. Feridun, der alle seine Ideale verwirklicht sah, lebte in dieser göttlichen Liebe wie ein Nachtwandler, dem das Bewußtsein seines Lebens fehlt. Ihre Ausflüge wurden immer häufiger; war auch der Himmel bewölkt oder drohte Regen, so konnte es sie doch nicht hindern, für einige Zeit der Villa zu entfliehen und draußen in der Natur das Fest ihrer Liebe zu feiern.

An einem trüben Herbsttag, da Behije noch leidender als sonst war, zog sich auch Nessime Hanum noch zeitiger zurück und die beiden jungen Leute schlugen den Weg nach dem Walde ein, während Ali Effendi sich behaglich auf ein Stündchen Schlaf einrichtete, an das er jetzt gewöhnt war.

Feierliche Stille breitete sich über die Erde, der starke Duft der Tannen dehnte die Lungen weit, man fühlte, wie man das Leben Tropfen für Tropfen einsog. An der fernen Küste Anatoliens flackerten verschwimmend einzelne Laternen, ab und zu durchschnitt die schrille Pfeife eines Dampfers die Luft, wie der Ruf eines vorsintflutlichen Tieres, und die hier und dort aufleuchtenden Johanniskäferchen schienen wie die im Urwalddickicht aufglühenden Augen eines Vorweltungeheuers. Sie gingen Hand in Hand, an jedem Punkt neue Schönheiten entdeckend, zu dem

ihnen heiligen Ort, wo gleich einem ihrer harrenden Liebesthron eine Tanne ihre Äste bis zur Erde neigte. Dort ließen sie sich nieder und vereinten den Schlag ihrer Herzen . . .

Es wurde spät, die Zeit verstrich, ohne ihnen zum Bewußtsein zu kommen; in der geheimnisvollen Finsternis der Nacht fanden sie sich in Liebe zu Liebe und tranken Seligkeit von ihren durstenden Lippen. Unterdessen erwachte der Alte und erstaunt, sie nicht neben sich zu sehen, schritt er sorgenvoll zum Wald, um sie zu suchen; endlich entdeckte er sie von weitem unter den Tannen, stürzte mit einem erstickten Wut- und Reueschrei auf den mit einem dichten grünen Rasenteppich bedeckten Boden, während der hinter Wolken versinkende bleiche Mond seinen trüben Augen das Bild der verbotenen Liebe mit einem Trauerflor umhüllte und die Eule ihre nächtliche Elegie anstimmte, die wie halb unterdrücktes spöttisches Kichern klang.

Der Held

Von Mehmed Reuf

Als der junge Leutnant das Zimmer seines Obersten betrat, fand er dort seinen Major, der ihm zurief: „Komm her, mein Sohn", und sich dann zum Obersten wandte: „Hier, Herr Oberst, ist der Mann, der mir für die fragliche Angelegenheit geeignet schien. Sie können ihm in allen Sachen bedingungslos vertrauen." Der Oberst musterte den jungen Mann von Kopf bis zu den Füßen: „Hör' zu, mein Sohn. Wir werden morgen früh den Feind angreifen. Ein freiwilliger Spion teilt uns mit, daß ihm das Reserve-Munitionsdepot des Feindes, in einem Turm gelegen, bekannt ist und er uns auf Wunsch dorthin führen will. Seine Exzellenz der Kommandeur haben befohlen, einige opferwillige Leute zur Sprengung zu schicken. Dein Major hat dich mir in Vorschlag gebracht. Was sagst du dazu? Wirst du es vollbringen können?"

„Selbstverständlich, Herr Oberst."

„Weißt du, daß die Aufgabe höchst schwierig und gefährlich ist und du, falls man dich gefangen nimmt, sofort erschossen wirst?"

„Selbstverständlich, Herr Oberst. Ich bin dem Herrn Major

zu gehorsamstem Dank verpflichtet, daß er mich dieser Aufgabe würdig gefunden hat."

„Bist du verheiratet? Hast du Kinder oder nahe Angehörige?"

„Nein, Herr Oberst, ich habe nur eine Mutter und eine jüngere Schwester."

„Es wird dir hoffentlich gelingen und du wirst mit heiler Haut davonkommen. Solltest du nicht zurückkehren, so mache dir ihretwegen keine Sorgen . . . Hast du Kenntnisse von Dynamit? Weißt du mit Minen und Sprengungen Bescheid?"

„Selbstverständlich, Herr Oberst."

„Schön, Gott gebe dir gutes Gelingen, mein Sohn."

Der Oberst drückte dem jungen Leutnant mit Wärme die Hand und wandte sich zum Major:

„Machen Sie ihn schnell mit dem Führer bekannt. Lassen Sie ihm alles Notwendige geben, damit er im günstigsten Zeitpunkt aufbrechen kann."

* * *

Nachdem der Leutnant vom Major die nötigen Instruktionen erhalten, einen Abschiedsbrief an seine Mutter geschrieben hatte, der ihr übergeben werden sollte, falls er nicht wiederkehrte, machte er sich unter der Führung des Lasen, mit allen Gerätschaften ausgestattet, auf den Weg.

Die Nacht war schon ziemlich weit vorgeschritten, ein trockener Wind fegte schneidend über das Land. In der Seele des jungen Mannes aber ging strahlend die Sonne erwarteter Pflichterfüllung auf, die endlich gebotene Gelegenheit goß glühende Freude

in sein Herz. Der Führer orientierte ihn in seinem bäuerischen Dialekt, erzählte ihm, er habe früher hier an der Grenze als Schmuggler gelebt, kenne daher alle Wege Schritt für Schritt, der junge Herr solle ihm nur furchtlos vertrauen, es könnte ihnen garnicht mißlingen. Furcht haben? ... Warum sollte er Furcht haben? ... Er war von einem Feuer der Begeisterung beseelt, das genügt hätte, nicht nur den Turm, sondern die ganze Welt in Brand zu stecken und in die Luft zu sprengen. Krampfte sich sein Herz nicht zusammen, als er in der Kriegsschule in der Geschichtsstunde von Verlusten und Niederlagen des Vaterlandes las und erfüllte ihn nicht damals schon nur der eine Wunsch? Schlug sein Herz nicht heftiger in dem Verlangen, vor eine große Aufgabe gestellt zu werden? Sollte er sich fürchten, obgleich jetzt, da der Krieg kaum erst begonnen, das Schicksal ihm holder war als seinen Kameraden und ihm anvertraut wurde, dem Vaterland einen Dienst zu erweisen?

War dies nicht die erste Gelegenheit zur Rache für die Türken, die in den letzten Zeiten von Verlust zu Verlust, von Niederlage zu Niederlage geschleudert worden waren? Diese arme Nation, die seit Jahrhunderten nur Grausamkeit und Untreue, Gewalttätigkeit und Willkür erlebt hatte, immer unterdrückt, immer geschlagen, immer mit Füßen getreten wurde, von verschiedenen Interessen, verschiedenen Strömungen immer im Kreise herumgetrieben, ohne Kenntnis des eignen Wesens in Fesseln schmachtete, fühlte jetzt neuen Atem in den Lungen, frisches Blut durch alle Adern pulsieren, wurde durch diesen Krieg endlich wachgerüt-

telt. Wenn sie nur erst ihr Selbstbestimmungsrecht wieder besäße, würde die junge, gewaltige Kraft nicht nach Jahrhunderte langem Schlaf zu neuem Leben erwachen? Wird dann eine Festung unzerstört, eine Verteidigungslinie unerstürmt, ein Haß unausgelöscht bleiben? Sollte er sich fürchten in einer Zeit, da die Feinde in zitternder Voraussicht dieser Entwicklung die Türken angriffen, um sie zu vernichten, sie aber den Beweis liefern mußten, daß noch unendliche, unverwüstliche, göttliche Kraft in ihnen schlummerte? . . .

Bisher hatte jedermann, auch die Türken selbst, die Nation in unerhörter Verblendung beleidigt. Nun aber ist der schlafende Löwe erwacht; drohend hebt er das kühne, hoheitsvolle Haupt, erträgt das verachtende Lächeln der Feinde nicht länger; er ist sich seiner stolzen Kraft bewußt, lebenstrotzend durch seine Jugend; beglückt durch seine Eigenart, bereit zum Sprung und Angriff . . .

Deshalb ist von allen, von jedem Einzelnen Hingebung ans Werk und Opferwilligkeit erforderlich.

Sollte er sich dieser Pflicht entziehen, trotzdem er selbst in seinem Blut die eiserne Notwendigkeit empfand?

Er gab in seiner Seele einer glänzenden Hoffnung für eine große Zukunft der Türkei Raum. Nach ihm mußte der Hauptgedanke der Türken Pflichterfüllung und Weltheldentum sein: dadurch mußten sie die Aufgabe lösen, die Stirnen der Völker, die seit Jahrhunderten in den Staub gebeugt waren, zu erheben; mußten ihren Ruhm und ihre Ehre darin suchen, die Bedrückten zu befreien.

Für ein solches Ziel mußten Einzel-Individuen natürlich geopfert werden ... „Wenn die Nation nur groß wird und der Nationalstolz wächst, was kommt es auf den Einzelnen an", sagte er sich.

Heute hatte sich ihm so eine Gelegenheit geboten! Der freudige Schlag seines Herzens beschwingte seine Schritte: „Furcht und Bangen gibt's nicht, mein Junge! Vorwärts, marsch!"

Sie waren etwa eine Stunde gegangen, als der Führer in einen Wald lenkte; nachdem sie ihn in 1½ Stunden durchquert hatten, kletterten sie am Saum des Waldes eine mit Sträuchern bewachsene Anhöhe hinauf; sie näherten sich der Grenze. Mitten in einer steilen Schlucht erzählte ihm der Führer, daß die Schmuggler hier früher eine Leiter gehabt, daß sie diesen von keiner Seele sonst gekannten Übergang benutzen und dadurch der Wachsamkeit der Grenzsoldaten entgehen würden. Jetzt standen sie vor der steilen Wand; mit tausend Schwierigkeiten und Gefahren ringend, sich an Büsche klammernd, an Zweigen schwebend, sich wund und blutig reißend, erstiegen sie den Felsen. Als sie auf der Höhe standen, zeigte ihm der Führer einige Lichtpünktchen, die aus der finsteren Ebene aufflackerten und sagte: „Dort hinab müssen wir; aber wir können unterwegs auf Posten stoßen." Mit unendlicher Vorsicht, jeden Augenblick spähend und horchend, mußten sie sich mühselig vorwärts bewegen. Nach zwanzig Minuten faßte der Führer plötzlich des Leutnants Ärmel und flüsterte: „Achtung".

Sie warfen sich platt auf die Erde; neben ihnen lagen große

Steine übereinandergetürmt; hinter denen versteckten sie sich. Kaum fünfundzwanzig Meter entfernt schritt der Posten vorbei; um die Gefahr zu vermeiden, mußten sie auf einem andern Weg den Abstieg versuchen und kletterten nun auf allen Vieren bergab. Lange Zeit verstrich so schweigend; dann auf ein kaum fünfzig Meter entfernt liegendes Gebäude weisend, sagte der Führer „Dort“.

Wenige Minuten betrachtete er es von weitem: es war ein auf einem Felsen erbauter hoher Turm; an seinem Fuße gingen Wachen auf und ab. Sie krochen näher heran und konnten deutlich erkennen, daß an jeder Ecke ein Posten stand, der auf seiner Seite auf und nieder patrouillierte; aber da ihre Schritte ganz ungleichmäßig waren, so trafen sie fast niemals an den Ecken zusammen. Der junge Leutnant faßte rasch seinen Entschuß: er würde sich der einen Ecke nähern, den Wächter angreifen und erdrosseln; dann würde es noch leichter sein, den auf der andern Seite gehenden Wächter zu töten. Wenn sie so einer nach dem andern beseitigt waren, würde er sein Dynamit legen und zur Entzündung bringen.

Geräuschlos näherte er sich dem Wächter bis auf fünf Schritt, und als er allein stand, sprang er auf ihn zu und stieß ihm sein Messer in die Kehle. Nachdem das getan war, schnitt er dem andern auf die gleiche Art den Hals durch, stieg rasch die Stufen zum Turm hinauf, bis er an das erste Stockwerk reichen konnte. Er tastete mit der Hand nach der Öffnung der Fensterluke, legte die Dynamitbombe hinein und ließ die Zündschnur hinunter, entzündete sie und war in weniger als einer halben Minute wieder

an der Seite des Führers. „Schnell, schnell", rief er und auf allen Vieren, wie sie gekommen, krochen sie wieder davon. Gleich würde eine Feuersäule wie aus den Schlünden der Hölle emporschießen, Flammen wie aus dem Krater eines Vulkans in den Himmel geschleudert werden, rasende Blitze zucken und die Erde sich unter dem Donnergetöse winden. Als aber Minute auf Minute verrann, ohne ein Zeichen der Entzündung zu zeigen, begann er vor Sorge aufzustöhnen. Also: entweder hatte die Zündung versagt oder sie war verlöscht worden. Die Möglichkeit, daß die Zündschnur versagt habe, war verschwindend gering; so mußte das Furchtbare geschehen sein, die Sache entdeckt und gelöscht worden sein! Wenn dem so war, so hatte man auch sofort überallhin Häscher ausgesandt. „Wenn es so steht," sagte der Führer, „dann laß uns schnell, schnell das Weite suchen." Ganz niedergeschmettert, begann er sich vorwärts zu bewegen. Ach, warum, warum war es ihm nicht vergönnt, sein Ziel zu erreichen! Nachdem er alle Gefahren glücklich überstanden, dem Erfolg so nahe gewesen — jetzt unverrichteter Sache heimzukehren, bedrückte ihn schrecklich. Die Sorge, der Zündfaden könne dennoch versagt haben, verschlang ihn förmlich. Er sollte also verurteilt sein, zurückzukehren, ohne fähig gewesen zu sein, so eine Kleinigkeit auszuführen! Mindestens hätte er doch wohl umkehren und den Faden noch einmal anzünden sollen? Aber die Wahrscheinlichkeit, dabei abgefangen zu werden, war recht groß.

Ah, also er hatte Furcht? . . . Heute, da der Grundstein einer stolzen Zukunft gelegt werden mußte, da es nötig war, die

Fahne des Ruhms der Türkei hochzuschwingen — heute hatte er Furcht!

Er verabscheute sich, schüttelte sich, blieb stehen. „Nein, nein, ich werde bestimmt umkehren und die Sache untersuchen!" Ohne auf das Flehen des Führers zu achten, ließ er ihn stehen und kehrte um. Als er sich dem Turm wiederum näherte, gewahrte er einen großen Menschenauflauf. Man bereitete Kavallerie vor, um die Brandstifter einzufangen. In tiefem Schmerz stöhnte er auf, aber diesen Seufzer entriß ihm nicht die Wahrscheinlichkeit, nicht mehr entrinnen zu können, sondern der Kummer über das Mißlingen seiner Aufgabe. Er verachtete seine Ungeschicklichkeit so sehr, daß es ihm unwichtig schien, ob man ihn ergriff oder nicht. Wenn er seinem Vaterland nicht einmal diesen geringen Dienst erweisen konnte, was lag daran, ob er starb?

Nach kaum zehn Minuten nahmen ihn die suchenden Posten fest und brachten ihn zu einem höheren Offizier, der ihn in schlechtem Französisch verhörte. Der junge Leutnant leugnete die Sache nicht, im Gegenteil, er sagte aus, daß er die Wächter ganz allein ermordet und allein die Dynamitbombe gelegt habe. Nur, als er befragt wurde, ob er noch einen Gefährten gehabt habe, behauptete er, um den andern zu retten, er sei allein gekommen.

Der Offizier rief zwei Unteroffizieren, die vor dem Tor warteten, einige russische Befehle zu; darauf wurde er hinausgeführt und im Hof ertönten laute Kommandos. Er wurde in den Garten gebracht und als ihm dort einer der Offiziere ein Taschentuch überreichte, verstand er, um was es sich handelte. Er nahm das

Taschentuch, behielt es in der Hand und wartete mutig und entschlossen.

Als im unheimlichen Schein der Handlaternen die russischen Offiziere, um die Sache möglichst schnell zu erledigen, ihre Gewehre auf den jungen türkischen Leutnant anlegten und abfeuerten, hörten sie, im Augenblick, da er zu Boden stürzte, einen letzten Schrei von seinen Lippen: „Es lebe das Türkentum!"

Fischer
Von Tewfik Fikret

„Heute müssen wir wieder einmal hungern," sagte der Vater, „ja, wahrhaftig, wir müssen heute hungrig bleiben. Aber ich hoffe, das Meer wird morgen stiller sein. Was sollen wir anfangen? Es ist Schicksal, wir müssen uns fügen."

„Nein, ich fahre, wie stürmisch das Meer auch immer sei," ist die Antwort des Jungen. „Bleib du morgen bei der Mutter, die Ärmste ist seit Tagen schon krank."

„Recht so. Auch du sollst arbeiten, Junge, dich redlich plagen, Vater und Mutter sind elende Wesen, wozu sollen sie leben."

„Aber wir wollen es." Des Jungen Augen schauen klagend, vorwurfsvoll. „Was würde aus uns, wenn ihr nicht mehr seid."

Draußen schlagen tausend Wogen auf den Strand, brüllend und tosend berennen sie ihn wie ein stürmendes Heer.

„Mußt die Netze bereit halten, bevor die Morgenröte emporsteigt! Vergiß nie Kork und Seile mitzunehmen! Wenn du das Segel hißt, behalte ruhig Blut! Es muß sich schaukeln! Das Boot ist wie ein Kind, wenn es spielt; sei unbesorgt und störe nicht sein Wohlbehagen! Nur laß die Vorsicht nicht

außer Acht; denn das Meer ist wie ein Weib, es ist ihm nicht zu trauen."

Draußen gellt das Meer in langgezogenen Schreien, wie das Gewirr zahlloser Frauenstimmen.

„Morgen fährt der Kleine allein auf Fischfang, nicht wahr?" frägt die Mutter.

„Er wollte es gern. ‚Bleib du daheim,' sagte er mir."

„Gib acht, ob ich nicht sterbe, ehe er heimkehrt."

Die Frau bleibt still und gedankenvoll nach diesem letzten Wort. Vater und Sohn werfen verstohlene Blicke auf der Mutter bleiche, furchtbebende Lippen und schweigen. Stumm erzählen sie sich von dem Unheil, das drohend seine Schwingen über ihre Häupter breitet.

Draußen tobt der Sturm noch unbändiger, das Meer steigt höher und höher, grollt wie dumpfer Donner, gebiert namenloses Entsetzen.

„Wie wird es dem Kinde morgen ergehen?"

* *
*

Als der Morgen dämmert, fährt er ganz allein hinaus in einem klapprigen alten Kahn, plagt sich mit den abgenutzten Seilen, die allerorten geflickt und geknotet sind.

Das Meer braust und schäumt mit unverminderter Wut, preßt die Rippen des schwarzen, gewölbten Bootsrumpfes erbarmungslos zusammen. Oh, Hunger ... Oh, Hoffnung ...

Am Ufer auf einem Felsen steht ein weißer Schatten, dessen Hand in die Ferne weist, als riefe er:

„Nur mutig! Fahr zu, dein Schicksal ruht auf diesen Wogen."

Ja, das Schifflein fährt und fährt.

Fahren allein ist dein Schicksal! ... Deine Sehnsucht aber klammert sich verzweifelnd ans Ufer ... Fahr zu!

Es fährt. Doch wie soll dies jämmerliche, kranke Boot dem wilden Vernichtungstrieb der Wellen trotzen!

Der Sturm, der das Meer bis an den Horizont peitscht und aufwühlt, und die Frau im kleinen Hause — sie wurden schwächer ... Beide schlafen ein.

* *
*

Am Ufer steht, nach drei Nächten unerträglichen Wartens, der Vater, des Unglücks gewaltige Schläge sind auf ihn niedergesaust, vor ihm liegt der leere, Grauen kündende Kahn. Die ausgestreckte Hand des Mannes droht ins Meer hinaus, er lacht, aber sein Gesicht ist von finsterer, dumpfer Klage zerfurcht.

Alis Wagen
Von Halid Sia

Jetzt ist sie endlich mit ihrem Ali vereint. Fünf Jahre waren sie getrennt gewesen, deshalb wollte sie nun endlich die in der langen, langen Zeit genährte Sehnsucht stillen und alles Versäumte nachholen. Sie saßen neben dem Brunnen unter der mit dichtem Wein bewachsenen Laube, von der die noch unreifen Trauben schwer herabhingen, und hatten die Aussicht über die Lehmhütten des Dorfes bis an den fernsten Rand der Ebene; sie aber konnte sich nicht sattsehen an ihrem Sohne, der gestern noch ein Kind war und heute ein Mann, dessen Lippe ein dunkler Schnurrbart zierte, dessen Körper vom Militärdienst gestählt war, und in dessen Augen, die früher nur gelacht und Frohsinn gestrahlt hatten, sich jetzt eine lebenserfahrene Versonnenheit mischte; sie hörte nicht auf, ihn wieder und wieder mit Fragen zu bestürmen, nur um den Wohllaut seiner Stimme immer aufs neue zu genießen.

„Und dann, Ali, und dann?"

Alis Hand wies in die Ferne. Er erzählte von den fürchterlichen Jahren, die er dort unten, in der unendlichen Sandwüste, verlebt hatte; und um der Mutter, die in den sechzig Jahren ihres Da-

seins das heimatliche Dorf nie verlassen hatte, das ihr die Welt bedeutete, die Ferne begreiflicher zu machen, streckte er den Arm aus: „Dort unten!“

Sie begriff nicht und hörte auch nicht zu; sie lechzte nur darnach, ihn anzusehen und sich an seiner Stimme zu weiden.

Schwieg Ali einen Augenblick, um seinen mit bunten Glasperlen bestickten Tabaksbeutel zu öffnen und sich eine Zigarette zu drehen, oder um seine Augen über die lehmgedeckte Hütte, die ihm fünf Jahre entrückt gewesen war, oder über den Acker schweifen zu lassen, den er einst im Schweiße seines Angesichts an seines Vaters Seite gepflügt hatte, so mahnte die Alte sofort:

„Und dann, Ali, und dann?“ . . .

„Ja, Mutter, und dann . . .“

Aber auch Ali hatte mancherlei zu fragen:

„Erzähl' du doch auch, Mutter, sprich ein wenig über den Vater. Heute sind es hundertundzehn Tage, nicht wahr?“

Mutter und Sohn stiegen die Tränen in die Augen; und um sie voreinander zu verbergen, preßte sie die Lippen fest aufeinander, und er senkte den Blick zu Boden, um der Mutter Gesicht nicht sehen zu müssen.

Unterdessen fragte er:

„Sehnte er sich sehr nach mir, Mutter?“

Die Mutter aber konnte nur wiederholen, was sie ihm schon am frühen Morgen gesagt.

Wieder und wieder erzählte sie, wie der Vater am Mittag im heißen Sonnenschein auf dem Felde neben seiner Hacke hinstürzte,

wie Mussas Söhne herbeieilten, ihn aufhoben und ins Bett trugen; wie er bis zum letzten Atemzug, noch im Delirium immer wieder bat: „Ich möchte Ali sehen, nur einmal noch möchte ich ihn sehen." Ob er Sehnsucht nach Ali hatte — o du meine Güte, er verzehrte sich vor Sehnsucht nach ihm!

„Hattest du nach uns auch Sehnsucht, Ali?"

Dann begann er wieder zu erzählen.

Mutter und Sohn, die sich in den fünf Jahren der Trennung etwas entfremdet waren, kamen mählich einander näher und näher; gemeinsame Gefühle erwachten zwischen ihnen und zogen magnetisch ihre Körper zu einander, trotzdem die Mutter bisher noch nicht gewagt hatte, den Sohn wie früher zu küssen, und Ali sich scheute, in der Mutter Armen zu liegen. Wenn der Vater ihn so sehen könnte! ... Nein, wie er sich verändert hatte! Damals sproßten ihm eben die ersten Schnurrbarthärchen, er hatte dünne Knochen, ein schmales Gesicht — und nun kehrte er als Held heim: seine Gestalt war ordentlich imponierend geworden! War Ali, das zarte, blasse Kerlchen, wirklich identisch mit diesem breitschultrigen Mann, auf dessen Achseln die Unteroffizierabzeichen prangten, und dessen kräftiger Schnurrbart so gut mit dem dunklen Gesicht harmonierte? Sie mühte sich, Augen, Mund und Gesicht ihres Ali, wie er vor fünf Jahren war, in der Erinnerung wiederzufinden und sah ihn unablässig an.

„Und dann, Ali, und dann?"

Doch sein Erzählungsstoff war bald erschöpft. Das Leben von fünf Jahren war in fünf Stunden ausführlich beschrieben. Am

liebsten hätte jetzt er gefragt: „Und dann, Mutter, und dann?“ aber ihm fehlte der Mut. Schon seit dem Morgen schwebte ihm eine Frage auf der Zunge; doch brachte er sie nicht über die Lippen.

Warum nur dachte die Mutter nicht daran und sprach davon, ohne auf eine Frage zu warten?

Sie schauten sich an. In seinem Blick las die Mutter seine Frage; sie lachte: „Emine!“

Er neigte den Kopf, senkte die Augen und schämte sich jetzt wie ein kleines Kind. Diese Verlegenheit machte ihn kindlicher und näherte ihn dadurch der Mutter um so mehr. Sie streckte die Hände aus und zog den Kopf, den sie seit dem Morgen nicht den Mut gehabt hatte, zu küssen, ganz dicht an sich heran. Er ließ sie gehen; ihm war, als schmölze seine ganze Seele unter diesen Mutterhänden dahin. Er legte den Kopf in ihren Schoß; auf dieses heilige Kissen, das für Leib und Seele in Glück und Unglück, in Lachen und Weinen immer einen Trost findet, immer bereit ist, Verzeihung zu spenden — und hier fand er den Mut zu der Frage.

„Ja, Mutter, was weißt du Neues von Emine?“

Als sie ihm nun berichtete, daß vor zwei Monaten ein Brief von Emine gekommen sei, da erschien sie ihm wie die Glückssonne, die seinen Jugendtraum vergoldete.

Emine war eine verwaiste Base, die seinen Eltern hinterlassen worden war. Seit seiner Kindheit hieß es allgemein, sie sei für Ali bestimmt, so daß er sie seit jener Zeit für sein rechtmäßiges Eigentum hielt. Damals war er etwa 15 und Emine war 9 Jahre alt. Der Grundstein zu einem tiefen Gefühl für das Mädel, dessen

schwarze Zöpfe unter dem gestickten Kopftuch hervorlugten, wurde eben damals in seiner Seele gelegt. Wie Bruder und Schwester wuchsen die beiden Verlobten auf, ohne je ein Wort der Liebe zu wechseln. Sie schoben es für jene Zeit auf, da sie hierzu berechtigt sein würden. Die ganze Dorfjugend wußte, daß Emine Ali gehörte; und auch sie selber wußte es und schenkte ihm rückhaltlos ihr kleines Herz . . .

„Es geht Emine gut, nicht wahr, Mutter?" . . . und dann, sich schämend, fuhr er noch leiser fort; „Weiß sie, daß ich komme?"

„Nein, ich habe ihr nichts mitgeteilt."

In welchem Stadtteil Konstantinopels mag wohl Emine jetzt sein? Sie ahnt nicht, daß Ali ins Dorf heimgekehrt ist! Und doch ist er jetzt kaum zwei Tage weit von ihr entfernt!

Mutter und Sohn schweigen. Sanft streichen die Mutterhände über Alis Haare, von denen der Fez herabgeglitten ist. Ali aber wurde weich unter dieser zärtlichen Berührung, schaute hinaus auf die Berge, in die er einst mit Emine vereint die Ziegen trieb und dachte in Wehmut an die Tage, da er von ihnen und Emine Abschied nahm.

Noch ehe er das Los zum Militärdienst zog, wußte er, daß er als einziger Sohn seines alten Vaters überhaupt nicht Soldat zu werden brauchte. Doch freute ihn das nicht etwa, sondern er bedauerte, keinen Bruder zu besitzen. Als dann die Zeit kam, das Los zu ziehen, beherrschte ihn der Wunsch, Soldat zu werden, so ausschließlich, daß die Tränen der Mutter und die stumme Bitte in Emines schwarzen Augen nicht den leisesten Eindruck auf ihn

machten. Er wollte Soldat werden! Sind der Sohn von Osman Kil und Onkel Achmed denn nicht auch Soldaten geworden? Und auch sie waren doch die einzigen Söhne des Hauses! Sagte nicht überhaupt der Vater zu seiner Frau: „Bin ich schon so alt geworden? Ali soll gehen und neue Länder sehen!"

Die Mutter aber schwieg. Nur in Emines Augen blitzte es auf wie der Bote eines neuen Gedankens. Sie hatte auch ihre Gedanken für sich; doch sprach sie tagelang nicht darüber. Wenn Ali ihr sagte: „Emine, du hast etwas auf dem Herzen", so lachte sie nur; und um nichts zu verraten, lief sie davon. Am letzten Abend sahen alle aufmerksam Emine an, denn sie schluckte ein paar Mal, als wolle sie zu reden beginnen. Die vielen auf sie gerichteten Blicke verwirrten sie; und, blutrot vor Verlegenheit, senkte sie den Kopf.

„Schieß los, Emine, was hast du denn?" Endlich faßte sie sich ein Herz, nahm einen ihrer Zöpfe in die Hand, wickelte ihn um ihre Finger und sagte: „Ich werde auch fortgehen."

Was, sie will auch fortgehen, ja, wohin denn? . . .

Wie Regen prasselten die Fragen auf sie nieder. Sie mußte erklären.

Ja, auch sie wird weggehen, wenn Ali nicht da ist. Warum soll sie zu Hause sitzen? Die Zeit, die er als Soldat dient, wird sie auch dienen, als Mädchen in Konstantinopel. Zeigte Ali nicht den Sohn Osman Kils und Onkel Achmeds als Beispiele? Sie hatte deren auch. Ist nicht sogar die Tochter des Schultheißen nach Konstantinopel gegangen und hat mit dem verdienten Geld die Kiste zur Aussteuer wohl gefüllt?

Alle lauschten Emine gespannt; sie wurde kühner, nachdem die erste Scheu überwunden war und sie merkte, daß man ihrem Gedankengang folgte. Sie führte Beispiele an und brachte Beweise. Was sollte werden, wenn sie daheim blieb? Wenn Ali fünf Jahre Soldat war: wäre es nicht besser, es gelänge ihr, inzwischen einen Dienst zu finden, wo sie monatlich acht Mark bekäme? Die Beredsamkeit der Zahlen wirkte schlagend und ausschlaggebend.

Ali aber gefiel der Plan aus einem andern Grund. Als er zuerst das Wort „Konstantinopel" aus Emines Munde hörte, wurde ihm bange; doch überlegte er bald, daß Emine, wenn sie weit fort vom Dorfe wäre, ihm vielleicht noch treuer ergeben und seiner noch inniger eingedenk bleiben würde. „Wer weiß, es wird fünf Jahre dauern; vielleicht fliegt ihr Herz inzwischen einem andern zu." Es gab für ihn den Ausschlag, daß Emine in Konstantinopel noch geborgener sein würde. Darum willigte er ein und machte der Mutter Vorwürfe, daß sie nicht auch zustimmte, denn es schiene ihm durchaus richtig, was Emine vorbrachte.

So dankbar blickten Emines Augen Ali auf dieses Wort hin an! Es wurde darnach beschlossen, daß der Onkel in einer Woche Emine ins Städtchen bringen und dort der Botenfrau übergeben sollte.

Als am folgenden Tag die Dörfler den eingezogenen Soldaten bis zum Fluß, der außerhalb des Dorfes floß, mit Trommeln und Hoboen das Geleit gaben, machte sich Ali aus den Armen der Eltern frei, trat zu Emine und sagte: „Vergiß mich nicht in Konstantinopel!"

In seiner Erinnerung tauchten Emines tiefe schwarze Augen auf, die ihn groß angeblickt hatten, als wollten sie sagen: „Was denkst du denn von mir?"

Und Ali wiederholte jetzt die Frage, die er der Mutter vor wenigen Minuten gestellt hatte, noch einmal auf andere Art:

„So, Emine hat also keine Ahnung, daß ich gekommen bin?"

„Nein, sie ahnt nichts; aber wir müssen es ihr jetzt mitteilen. Sie soll nun auch Konstantinopel verlassen und herkommen." Sie streichelte des Sohnes Haare und fügte hinzu: „Wir wollen auch bald Hochzeit feiern."

Doch Ali schwieg. Er dachte nach; er hatte eine Idee. O, nicht nur Emine allein hatte Einfälle! Diese Idee war ihm nicht neu; in den fünf Jahren seines Militärdienstes hatte er sie genährt und groß gezogen und mit tausend bunten Farben geschmückt. Doch sagte er nichts darüber, um die Mutter nicht gleich am ersten Tage zu betrüben. Sie aber fühlte instinktiv das Ungesagte, ohne zu begreifen, worum es sich handelte, und fragte:

„Was verschweigst du, Ali?"

Ali hob den Kopf von der Mutter Knien und erwiderte mit einem Lächeln, das sich bemühte, ihre Unruhe zu stillen:

„Nichts."

Die Mutter ließ sich aber von ihrem Gefühl nicht abbringen. Doch, es war da irgend etwas; deshalb lachte er auch so eigentümlich.

Ali, der nicht leugnen und nicht lügen wollte, gab sich die erdenklichste Mühe, einer direkten Antwort auszuweichen. Endlich aber konnte er es nicht länger aushalten und sagte:

„Ich werde selber Emine die Nachricht bringen."

Die alte Frau wurde schneeweiß. Was, er selber wollte die Nachricht bringen! Sie öffnete den Mund, um zu sprechen; aber die Worte fehlten ihr, um auszudrücken, was sie bewegte. Nur ihre Augen wurden groß und starr und verrieten, was in ihr vorging: er wird fortgehen, nicht wahr? Nach fünf Jahren wird er aufs Neue fortgehen! Wem wird er die Mutter überlassen? Soll die alte Frau wieder ganz einsam bleiben? Wenn sie auch, wie der Vater, mit einem Sehnsuchtsschrei auf den Lippen stürbe?

Endlich, ohne den Mut zu haben, um Erklärungen zu bitten, fragte sie:

„Warum nur? Kann denn Emine nicht hierher kommen?"

Kaum aber war Ali das erste Wort entschlüpft, so hatte er schon empfunden, daß er der Mutter Aufklärung schuldete und setzte ihr nun ganz, ganz langsam alles auseinander.

„Denk nur, Mutter, Emine kommt jetzt zurück und hat Geld. Was aber besitze ich? Kann man mit ein paar Morgen Land eine Familie ernähren? Wenn ich nun auch Geld verdiente? Da ist zum Beispiel Suleiman, der lebt mit seinem dürren Gaul und seinem klapprigen Wagen wie ein großer Herr! Wenn ich es nun auch machte wie Emine, wie sie eine Stellung in einem solchen Haus fände und dann Wagen und Pferd kaufte! Wir könnten unsern Acker mit Mussas Söhnen zusammen pflügen, aber einen Wagen bekäme ich auf die Art noch lange nicht. Einen schönen Wagen . . ."

Die Mutter hat keine Ahnung davon!

Der Wagen würde Vorhänge und Kissen haben! Ali schilderte den Wagen, und um in der Mutter auch das Verlangen darnach zu wecken, vertiefte er sich in alle Einzelheiten.

Sie hörte mit trübem Blick dem Sohn zu: das hieß also, er wollte nicht nur fortgehen um Emine zu holen, sondern es würde eine große Trennung werden, für Tage und Nächte, Sommer und Winter — wie jene andere, die heute gerade aufgehört hatte.

Tränen traten in die Augen der alten Frau. Sie weinte wie ein Kind. Er aber schien von seinem Gedanken nicht lassen zu können, als habe er sich darein verkrallt. Als schlagendsten Beweis wiederholte er wie einen Refrain:

„Denk nur, Mutter, Emine hat Geld; was aber besitze ich? ..."

Eine Woche später begleitete die alte Frau ihren Ali, wie sie ihm fünf Jahre vorher das Geleit gegeben hatte, bis zu dem Flüßchen, von dem sich der Weg ins Städtchen abzweigte, und sagte auf eine Erhöhung weisend:

„Dort, Ali, dort werde ich jeden Abend auf dich warten."

Und jeden Abend nach diesem Tage ging die alte Frau an den Bach, setzte sich auf die kleine Anhöhe, lauschte dem Rauschen des Wassers, das ihr Kunde aus der Ferne brachte; und, die Augen starr auf den Weg geheftet, der ins Städtchen führte, — wartete sie auf Ali.

Als man eines Morgens Emine sagte: „Jemand aus deinem Dorf ist da und wartet vor der Türe auf dich!", schlug ihr Herz bis in den Hals hinauf. Obgleich ihr seit fünf Jahren jedes Jahr vier- bis fünfmal Nachbarn aus dem Dorfe Briefe oder Nach-

richten brachten, und gleichzeitig Kastanien, getrocknete Birnen oder Nüsse und Rosinen, auf heimatliche Art bereitet, so fiel sie doch diesmal wie aus den Wolken.

Sie lief nach unten, vermochte aber zuerst nicht, bis an die Tür zu gehen. Dann öffnete sie einen Spalt und schaute hinaus: sie kannte ihn nicht; doch, sie kannte ihn; aber sie fand nicht Mut und Kraft, die Tür ganz aufzumachen und ihn anzureden. Sie preßte die Hand aufs Herz, um das Hämmern, das sie am Sprechen hinderte, zu unterdrücken. Endlich fragte sie dumpf:

„Ali, bist du's?"

Er antwortete von draußen:

„Ja, ich bins, Emine!"

Da riß sie die Tür auf; sie schauten sich wortlos an, forschten in ihren erblaßten Gesichtern.

Emine staunte die Züge an, die vor fünf Jahren noch so weich und kindlich waren, und nun männlich und würdevoll geworden waren. Ali bewunderte ihre hoch gewordene Gestalt; die Haare, die sie wie einen Strauß zusammengebunden trug und die dann frei den Rücken hinunter fielen; ihr blasser und zarter gewordenes Gesicht.

Von oben rief eine Frauenstimme in diese Betrachtungen hinein:

„Emine, wer ist das?"

Sie antwortete von unten:

„Ali!"

Dann fiel ihr ein, daß der Name allein keine ausreichende Erklä-

rung sei. Sie bat Ali einen Augenblick zu warten und ließ ihn stehen. Sie lief nach oben und erzählte. Ja, Ali sei gekommen, ihrer Tante Sohn. Mehr konnte sie nicht sagen, aber man wußte schon etwas Bescheid. Der Sohn ihrer Tante, ach so: ihr Bräutigam, der Soldat war! Es wurde ihr erlaubt, Ali in die Diele zu führen ... Emine lief wieder hinunter und zog Ali ins Zimmer. Endlich fand sie die Kraft zu fragen:

„Wann bist du gekommen?"

Er war vor zwölf Tagen ins Dorf gekommen, und nun den dritten Tag in Konstantinopel.

Emine erblaßte. Heute erst suchte er sie auf, obwohl er schon drei Tage in Konstantinopel war? Ali verstand den wortlosen Vorwurf und erklärte. Als er den Dampfer verlassen hatte, übernachtete er in der Herberge und wollte gleich am nächsten Tag zu ihr gehen, aber:

„Während ich auf dem Deck des Dampfers schlief, habe ich Regen abbekommen; ich weiß nicht, ob ich mich erkältet habe, aber ich hustete die ganze Nacht und konnte gar nicht schlafen ..."

Am folgenden Morgen konnte er den Kopf nicht vom Kissen heben, und erst heute hatte er sich aufgerafft und sie besucht; aber sein Kopf ist noch so schwer, sein Körper wie gerädert. Wenn er sich jetzt hinlegte, würde er auf der Stelle einschlafen.

Emine war beruhigt. Diese Erklärung genügte. Wie gings ihrer Tante? Wie hat sie geweint, als der Onkel starb!

„Wo hast du's erfahren, Ali?"

Sie plauderten über das Dorf und die Soldaten; dann aber

verstummten sie allmählich und langweilten sich. Endlich stellte Emine die bedeutsame Frage:

„Du kommst, um mich abzuholen, nicht wahr, Ali?"

Ali lachte. Er hatte diese Frage erwartet. Ja, er ist gekommen, um Emine abzuholen; aber nicht jetzt gleich. Er sprach von seinen Absichten. Emine war anfangs sehr wenig erfreut; sie hatte den Dienst satt, wollte gern ins Dorf zurück. Was sollte es für Zweck haben, daß Ali auch noch Geld verdiente? Man würde schon genug Geld finden, um Wagen und Pferd zu kaufen!

Sie schämte sich, zu sagen, daß sie es gerne geben möchte; aber Ali ließ diesen Gedanken nicht zu. Sein ganzer männlicher Stolz erwachte; er wollte beweisen, daß er auch Geld verdienen konnte!

Nach einer Pause bemerkte Emine:

„Ali, was hast du für einen bösen Husten!"

Er schenkte dem gar keine Beachtung.

„Meinetwegen, es ist nicht der Mühe wert. Ich muß jetzt Arbeit suchen; darum möchte ich gehen."

Er hatte noch allerhand zu tun, auch Landsleute aufzusuchen.

„Ich will zuerst einen Dienst finden, dann besuche ich dich wieder."

Als sie das Zimmer verließen, ergriff er Emines Hand.

„Emine!", sagte er; er zog die zitternde Hand, die so hingebend in der seinen ruhte, als flöge ihre ganze Seele ihm zu, an sein Herz und wiederholte: „Emine!" ... In diesem Wort lag das ganze Lied seiner Liebe.

„Wenn ich etwas später komme, so sei nicht besorgt."

Und er ging fort.

Ali kam lange nicht. Emine würde sich schon nicht sorgen; aber sie sorgte sich doch. Jedesmal, wenn es klopft, rennt sie jetzt zur Tür; die Hausbewohner sagen, Emine sei wie ausgetauscht. Selbstverständlich mußte sie sich verändert haben! Hatte sie denn überhaupt außer Ali nach etwas anderes im Kopf?

Eines Morgens erwachte sie nach einem Traum, der mit tröstlicher Botschaft aus der Heimat ihr Herz gestärkt hatte. In Erwartung ihrer Herrschaft stellte sie die Kaffeekanne auf den Ofen und dachte wieder an Ali. Seit sie ihn wiedergesehen hatte, wuchsen ihre Träume ins Blaue. Wenn sie zurück ins Dorf ginge, würde sie so viel, so viel mitnehmen!

Was für schöne Geschenke wollte sie für die Tante und die Nachbarinnen kaufen! ...

Ach, was würde sie nur alles tun? Sie würden die Mansarde im Hause beziehen, der Tante das kleine Zimmer überlassen; die Fenster in ihrer Stube sollten besonders schöne Vorhänge haben; die Spitzen dazu hatte sie schon längst gehäkelt. Rund herum würde ein Diwan laufen, wie in den Stadthäusern; der rotkarierte Kattun lag schon jetzt in einer Ecke ihrer Hamsterkiste. Und ihre Kleider — vor allem der Hochzeitsstaat? ... Sie hatte dafür noch keinen Stoff gekauft; sie wollte ihn mit der Wirtschafterin zusammen in Kalpakdschyla Baschy besorgen und von Kaliope, der Schneiderin des gnädigen Fräuleins, verarbeiten lassen. Die Tochter des Schultheißen wird gewiß vor Neid platzen! Die dumme Gans: trotzdem sie vier Jahre in den verschiedensten Häusern in Konstantinopel gewesen war, unterschied sie sich bei ihrer Hochzeit durch nichts von den Dorf-

mädchen. Dann dachte Emine an ihr Geld. Sie hatte jetzt mehr denn zwanzig Goldstücke gesammelt. Oh, wie sie die liebte und gerne streichelte! Was würde sie wohl damit anfangen? Könnte man nicht auf die Hütte ein Stockwerk aufsetzen, nachdem sie für sich Ohrringe und für Ali eine Uhr davon gekauft hatte? Es würde dann wie ein Stadthaus sein! Im Dorfe würden alle große Augen machen; zweistöckige Häuser konnte man an den Fingern abzählen! In ihren Luftschlössern sah sie Ali auf dem Bock seines Wagens sitzen, in der Nationaltracht aus blauem Tuch, ein seidenes Tuch um den Kopf geschlungen. Als das Wasser im Kaffeetopf brodelte, lächelte sie den Phantasiegebilden zu . . . Plötzlich klingelte es; Emine sagte sich, es müsse der Milchmann sein, lief und öffnete; aber es war nicht der Milchmann. Sie hörte eine fremde Stimme:

„Ist die Tochter von Alis Tante hier?"

Sie konnte nicht gleich antworten; man suchte sie selber und der Suchende war nicht Ali! Ihr Herz schnürte sich vor Angst zusammen. Der Mann wiederholte seine Frage, und sie antwortete in zitternder Bangigkeit, mehr zu hören:

„Ich bin es selber; warum fragen Sie?"

„Ali will dich sehen."

Emine vermochte nicht weiter zu fragen; der Mann aber fuhr fort:

„Ali ist krank, deshalb; wenn du gleich mitkommst, führe ich dich zu ihm. Er hat mir seinen Ring gegeben, damit du unbesorgt bist."

Er reichte ihr durch den Türspalt Alis silbernen Ring mit dem kleinen Saphir. In Emines Herz wühlte ein brennendes Weh.

„Ali ist wohl sehr krank, daß er nach mir verlangt? Wo ist er denn jetzt?"

„Er ist nicht so sehr krank. Warum er dich sehen will, weiß ich nicht. Er liegt seit zehn Tagen in unserer Herberge . . ."

Emine wollte nichts weiter hören. Also Ali lag seit zehn Tagen in der Herberge; und krank war er! Sie lief fort; die Wirtschafterin war gerade aufgestanden. Sie erzählte ihr alles und sagte:

„Ich kann nicht auf die gnädige Frau warten."

Da Ali krank war, brauchte sie keine Erlaubnis und ähnlichen Krimskrams; sie mußte nur schnell laufen, um zu ihm zu kommen.

Sie fand ihn in einem schmutzigen Herbergszimmer, dessen zerbrochene Fenster mit Papier verklebt waren, auf einem schmierigen, auf einer Strohmatte bereiteten Bett.

„Was ist geschehen, Ali? Was ist aus dir geworden, Ali?"

Als er die Stimme seiner Emine hörte, versuchte er den mit einem blau und rot gestrickten wollenen Shawl umwickelten Kopf zu heben und sagte mit heiserer, trockener Stimme und einem tröstlichen Lachen:

„Weiß ich's denn, Emine? Ich habe wohl die Erkältung noch nicht überwunden."

Ach Gott, wie hat sich Ali verändert! Wie ist sein Gesicht in den wenigen Tagen eingeschrumpft und unter dem schwarzen Schnurrbart bleich geworden!

Emine bereitete ihm die Arznei, die sie recht wohl kannte. Sie kochte Tee von Holunder und Lindenblüten, legte Alis Füße in Senfwasser und steckte heiße Ziegel in sein Bett. Am liebsten hätte

sie sich in tausend Stücke gerissen; sie rannte in die Drogerie und zum Kohlenhändler, lieh sich vom Herbergswirt Kochtopf und Feuergestell, um Ali eine Suppe zu machen. Im Herzen das heiße Bedürfnis zu weinen, vor lauter Arbeit nicht die Zeit dazu findend, kämpfte sie mit Alis Erkältung. Als es Abend wurde, sagte Ali:

„Nun, Emine, geh' nach Haus; du darfst nicht hier übernachten!"

Emine aber bestand darauf, zu bleiben. Was würden sie zu Hause sagen? Ganz gleich, was sie sagen. Der liebe Gott hat ja doch nicht nur diese eine Stelle erschaffen, wo sie ihr Brot verdienen kann. Sie würde sich in die Ecke kauern und dort schlafen. Aber Ali ließ es nicht zu; da, jetzt begann er schon zu schwitzen; bis morgen würde er ganz gesund werden!

In dieser Nacht tat Emine kein Auge zu. Als sie zu Hause von der Krankheit ihres Vetters erzählte, fragte man sofort, warum sie denn keinen Arzt geholt habe? Wahrhaftig, warum hatte sie daran nicht gedacht! Sie bereute es bis zum Morgen.

Am nächsten Tag trat sie in eine Apotheke, die auf ihrem Wege lag und fragte nach einem Arzt.

„Dort," sagte der Apotheker, und wies auf einen alten Mann mit großer Brille, zu dem sie flehentlich sprach:

„O bitte, Herr Professor, ich möchte Ihre Füße küssen!"

Ohne den Mut zu haben, dem Arzt ins Gesicht zu sehen, wandte sie sich an den Apotheker: „Ich will ihm geben, was er nur verlangt." Ali wurde böse auf Emine: gab's bei ihm für einen Arzt etwas zu tun? Nach der Untersuchung sagte der Doktor:

„Eine Erkältung, eine sehr heftige Erkältung," und erklärte

dann, wie er die Tabletten, die er ihm verschreiben würde, schlucken sollte.

An dem Tage wechselte Emine das erste ihrer zwanzig Goldstücke. Kaum war der Arzt fort, lief sie zur Apotheke; dann kochte sie für Ali wieder eine gute Suppe und blieb an diesem Abend trotz seines Widerspruchs bei ihm.

Aber Ali wollte es nicht besser gehen. Versuchte er sich im Bett aufzusetzen oder im Zimmer auf und ab zu gehen, so wurde er gleich müde und hatte nur den einen Wunsch, den Kopf wieder aufs Kissen zu legen. Emine saß auf der Strohmatte, ließ ihre von Tränen geröteten Augen dem Patienten folgen und wartete in ängstlicher Spannung, daß die Krankheit endlich weichen würde. Eines Tages überlegte sie, daß dieser Arzt anscheinend keine Hilfe bringen konnte, und beschloß, sich an einen andern zu wenden.

Von da ab lief sie von Apotheke zu Apotheke und brachte andere Ärzte heran, die ein Mittel gegen Alis Erkältung finden sollten. Sie folgten einander mit Flaschen und Schachteln; doch Emine war mit keinem zufrieden. Sie holte jeden Tag einen neuen, und dabei schmolzen die Goldstücke, die sie sorgfältig einzeln in ihren Beutel eingenäht trug, unmerklich zusammen. Sie log Ali vor, die Ärzte würden von der Herrschaft geschickt, doch als er eines Tages das Geld in ihrer Tasche klingen hörte, sagte sie ihm:

„Was willst du nur? Das schöne blanke Geld ist ja dazu da, die Not zu lindern und das Elend zu vertreiben."

Aber sogleich fürchtete sie, Ali könne sich über dieses Wort

ängstigen und böse werden, und schalt sich selbst ein dummes Mädel. Aber du guter Gott, was sollte sie denn machen?

Eines Tages sagte ein neu zugezogener Arzt beim Gehen an der Tür zu Emine:

„Liebes Kind, in diesem Herbergszimmer kann der junge Mann nicht wieder gesund werden. Bringe ihn doch ins Krankenhaus, oder noch besser: schaffe ihn in seine Heimat, wenn es nicht zu weit ist. Er ist nicht so schwer krank, daß er nicht reisen könnte, glaube ich . . ."

„Was hat er gesagt, Emine?" fragte Ali.

Emine wollte nicht mit der Sprache heraus. Sie haßte diesen Arzt; sie haßte überhaupt alle Ärzte. Da Alis Augen erwartungsvoll an ihren Lippen hingen, so konnte sie in der Eile keine Lüge erfinden. Doch als er flüsterte: „Aha, er hat also etwas sehr Schlimmes gesagt", da gab Emine die Wahrheit zu; nur kleidete sie sie in mildere Worte. Ali antwortete nicht gleich. Nach einem Weilchen aber richtete er sich auf, saß im Bett, und wie um zu versuchen, ob seine Beine stark genug seien, ihn in die Heimat zu tragen, stand er auf und ging ganz langsam im Zimmer herum. Emine sah ihm schweigend zu, bis er auf sie zukam, vor ihr stehen blieb und sagte:

„Emine, der Arzt hat recht. Erstens bin ich hier wirklich elend, und dann kannst auch du deinen Dienst nicht richtig versehen. Es ist kein schlechter Vorschlag, ins Krankenhaus zu gehen, nicht etwa in die Heimat."

Zum erstenmal in seiner Gegenwart weinte Emine. Das Wort

„Krankenhaus" erweckte schreckhafte Vorstellungen in ihr; aber Ali ließ nicht ab von dem Gedanken, trotz aller Bitten und Beweise Emines. Übrigens sei ein Wagen für ihn nicht nötig, Emines Ersparnisse dürften keinesfalls für seine Krankheit ausgegeben werden. Habe er nicht Kraft genug, um zu laufen? Trugen ihn seine Füße nicht seit einer halben Stunde schon sehr gut?

Emine aber hielt es nicht länger aus; sie konnte ihm unmöglich beipflichten. Ali nahm also nicht an, daß alles, was sie besaßen, ihnen gemeinsam gehörte? Wenn er ins Krankenhaus ginge, müsse er ganz bestimmt im Wagen fahren!

Als Emine am selben Abend nach Hause kam, machten ihr die Herrschaften Vorwürfe, daß sie Ali ins Krankenhaus gebracht habe. Da der Arzt die Heimat vorgeschlagen, würde er wohl seine Gründe dafür gehabt haben.

Emine wurde von heftiger Angst befallen. Oft fragte sie die Wirtschafterin: „Was ist das wohl für eine Krankheit?"

Als sie sah, daß die Wirtschafterin an den Lippen nagte, um nicht zu antworten, drang sie nur heftiger in sie.

Emines Gedanken drehten sich nunmehr alle darum, in die Heimat zurückzukehren. Ja, wenn Ali dorthin ging, würde er gesunden! Um ihn gesund zu machen, mußte man ihn nur dorthin bringen!

Als Emine ihn im Krankenhaus besuchte, staunte sie. Ali war gesund, er lief herum und lachte. Auf seinen vom Fieber aufgesprungenen Lippen lag ein Lächeln, wie es genesenen Kranken eigen ist. Aber, du lieber Gott, wie schwach und blaß er war! Konnte er

in den fünf Tagen so abgemagert sein? Oder war er es schon früher und sie hatte es nur nicht bemerkt, weil sie ihn täglich sah? Wenn er jetzt gesund war, so konnte er aber wohl in fünf Tagen eben so viel zunehmen, wie er in derselben Zeit abgenommen hatte! Besonders im Dorf, in Mutters Haus.

„Nicht wahr, Ali? Wir fahren bald, nicht wahr?"

Er schüttelte den Kopf.

Sie bat ihn inständig:

„Schau Ali, hab' doch ein bischen Mitleid mit der Mutter! Sie hat überhaupt fast noch nichts von dir gehabt. Wenn du willst, kommen wir nachher wieder zurück. In diesem Zustand kannst du doch keine Stellung annehmen. Du willigst ein, nicht wahr, Ali?"

Er schüttelte wieder den Kopf; aber schwächer, schon geneigter, nachzugeben.

Emine suchte alte Dorferinnerungen hervor; sie steigen wieder zusammen auf die Berge und schlendern am Abend am Ufer des Flüßchens entlang.

„Ach denk' an den Sonnenschein, Ali!" rief sie, breitete die Arme aus und öffnete ihre mit Henna gefärbten Hände, um ihm die Erinnerung anschaulicher zu machen.

„Ja, aber nur unter der Bedingung, daß wir ganz sicher wieder hierherkommen," sagte Ali. Emine aber küßte vor Freude seine Hand.

Sie begann sofort mit den Reisevorbereitungen, schichtete sorgsam alle Sachen in ihrer Kiste übereinander, lief mit der Wirt-

schafterin zusammen in den Bazar, kaufte für sich die Ohrringe und für Ali die Uhr. Als sie ihr Geld zählte, wollte sie es gar nicht glauben; sie meinte, sie müsse etwas verloren haben, trennte alle Nähte ihres Gürtels auf und drehte alle Taschen um. Dann aber sagte sie sich: „Ali ist gesund geworden, wozu brauche ich Geld!", und mit dieser Überlegung tröstete sie sich. „Ich verzichte eben auf mein Hochzeitskleid!" Aber das Geld schwand und schwand. Die Fahrkarten für den Dampfer kosteten ein Goldstück. Aber Emine legte jetzt gar kein Gewicht mehr darauf, gab immer nur aus. Ihre Mitgift? Verlangte denn jemand eine Mitgift von ihr? . . .

Bis sie den Dampfer bestiegen, ging es Ali immer gut. Sie zog ihm auf dem Schiff ihre beiden Mäntel über, damit er ja nicht friere, fand einen geschützten Platz für ihn und sagte:

„Du wirst hübsch hier sitzen bleiben, Ali."

Mit dem Stolz der Gesunden, der alle Genesenden übermütig macht, lachte Ali:

„Wenn du willst, kannst du mich hier festbinden; nur beunruhige dich nicht!"

Als sie in die Frauenabteilung gegangen war, stand Ali auf und ließ sich vom Wind, der vom Schwarzen Meer kam, ordentlich durchwehen. Er sog den eisigen Wind so gierig in seine ausgetrockneten Lungen, wie ein Wüstenreisender nach endlosem Dursten sich über die erste Quelle stürzt.

Als sie im Städtchen landeten, stützte er sich schwer auf seinen Stock und erfand immer neue Gründe, um sich auszuruhen.

Emine empfand die Veränderung sehr deutlich; aber sie bildete

sich ein, durch eine Frage aus ihrem Munde würde der Schein von Alis Gesundheit in Nichts zerfließen.

Unterdessen blieb Ali stehen und sagte:

„Emine, mir wird ganz schwindlig ..."

Emine sah ihn erschrocken an. Er fuhr fort:

„Wenn wir erst ein paar Tage hier blieben, könnten wir nachher ins Dorf gehen. Übrigens ist heute Sonnabend, nicht wahr? Am Donnerstag kommt immer Suleiman mit seinem Wagen, bis dahin haben wir noch vier Tage Zeit."

Dann setzte er mit traurigem Lächeln hinzu:

„Sieh, Emine, wenn wir schon unsern Wagen hätten, könnten wir uns gleich auf den Weg machen! ..."

Emine hätte am liebsten laut hinaus geweint.

Am folgenden Morgen, nach einer durchfieberten Nacht, fragte Ali, ohne den Kopf vom Kissen zu heben:

„Emine, was für ein Tag ist heute? Ist es noch nicht Donnerstag? Suleimans Wagen ist nicht gekommen, nicht wahr?"

Emine verlor die Fassung; sie krampfte die Finger ineinander, aus Verzweiflung, nicht helfen zu können; ihre Augen waren heiß und trocken.

Alis Gedanken klammerten sich nur noch an Suleimans Wagen.

„Emine, laß uns ins Dorf und zur Mutter gehen," bat er immerfort.

Aber wie sollte er mit diesem Fieber gehen können?

Am Donnerstag Morgen erwachte Ali vor Emine, er fühlte

sich ungewöhnlich frisch, stand auf und kleidete sich an. Emine schlief noch. Er weckte sie:

„Flink, Emine, heute ist Donnerstag. Suleiman muß gekommen sein. Wir werden zur Mutter fahren!"

Am Nachmittag würden sie abfahren und nach einem Aufenthalt unterwegs am nächsten Tage gegen Abend das Dorf erreichen.

Als sie Suleimans Wagen bestiegen, fand Ali seine alte Heiterkeit wieder; auch Emine war freudig erregt. Als die Sonne unterging, wurde Ali durch das gleichmäßige Rütteln des Wagens schläfrig; sein Kopf glitt zurück, er schlief ein.

Emine schlief auch ein. Ach, wenn sie nur erst im Dorf wären, dann würde alle Angst vergehen! Ali würde ganz gesund werden. Sie versank wieder in glückverheißende Träumereien. Inzwischen rief Ali im Schlaf:

„Suleiman, schneller, fahr' schneller!"

Suleiman antwortete von draußen, sie würden noch einmal anhalten, man könne das Pferd nicht ununterbrochen vorwärts treiben.

Emine bewegte ihren Körper unwillkürlich auf und ab, wie um die Fahrt des Wagens zu beschleunigen. Als sie nach Mitternacht anhielten, trieb Ali wieder zur Eile, er wollte nur immer weiter.

„Ali, deine Krankheit macht dich reizbar," sagte Suleiman.

Sie fuhren weiter, als am frühen Morgen die Sonne aufging. Ali rief von innen:

„Suleiman, schneller, noch viel schneller!"

Emine zitterte so, daß sie keinen Ton hervorbrachte.

Nach einer großen Stille fragte Ali:

„Emine, wenn ich sterbe, wirst du dich dann verheiraten?"

Sie schloß mit ihrer Hand seinen Mund. Seine Augen fielen zu, und er lag lange Zeit, ohne seine Frage zu wiederholen.

„Emine, darf ich dich einmal küssen?"

Als sie sich dem Ufer des Flüßchens näherten, schaute eine alte Frau, auf der Anhöhe sitzend, die freie Aussicht über das Städtchen bot, starr auf den Weg; Suleimans Wagen fuhr mit scharfem Peitschenknall rasch vorüber.

* *
*

An diesem Abend versammelten sich alle Nachbarn bei der alten Frau und der weinenden Emine. Wieder und wieder fragte die Alte:

„Wo hast du Ali gelassen?"

Endlich brachte man ihr die furchtbare Wahrheit langsam bei. Ohne zu schreien noch eine Träne zu vergießen, hörte sie zu. Ihr zahnloser Mund verzerrte sich zu schaurigem Lachen:

„Lüge!"

Und jeden Abend nach diesem Tage ging die alte Frau an den Bach, setzte sich auf die kleine Anhöhe, lauschte dem Rauschen des Wassers, das ihr Kunde aus der Ferne brachte; und die Augen starr auf den Weg geheftet, der ins Städtchen führte, wartete sie auf Ali — auf Ali, der mit seinem Wagen, mit Kissen und Vorhängen geschmückt, kommen sollte.

Chandan
Von Halide Edib

Refik Dschemal, Sekretär im auswärtigen Amt, war ein gebildeter und lebensfroher junger Mann. Er hatte einen Freund namens Serwer, der in Paris lebte und ein großer Pessimist war, besonders, was Frauen und Ehe anlangte; Heiraten hielt er für den Urgrund allen Zankes und aller Tränen. Refik aber liebte ihn sehr und schrieb ihm lange Briefe, in denen er ihn über alle Einzelheiten seines Lebens unterhielt. Eines Tages teilte er ihm mit, er sei im Begriffe sich zu verheiraten und zwar mit einer Tochter Dschemal Bejs, der sein Nachbar in Kusgundschuk Tepessi war.

Dschemal Bej war ein Mann mit äußerst modernen, großzügigen Anschauungen, der den beiden Töchtern seiner zweiten Frau, Schechber und Safwet, der Tochter der verstorbenen Gattin, Chandan, und Neriman, der Tochter seiner Schwester eine ganz europäische Bildung angedeihen ließ, wodurch der Klatsch im Stadtviertel kein Ende nahm. Refik Dschemal hatte Neriman verschiedentlich auf der Straße gesehen und schließlich seine Mutter gebeten, für ihn um Nerimans Hand anzuhalten. Sie wurde ihm bewilligt, da er der Familie Dschemal Bejs gut bekannt

war. Nach seiner Verlobung ging Refik eines Tages zu Dschemal Bej, um seine Braut kennen zu lernen und gab dem Freund eine enthusiastische Beschreibung. Dschemal Bej im schwarzen Gehrock, seine Frau und ihre beiden Töchter empfingen ihn stehend, sehr feierlich. Einige Minuten später trat auch die Braut ein, im weißen Kleid, mit glänzenden, blonden Haaren, graublauen Augen und einem süßen Lächeln auf den Lippen — wie ein Engel! Er wurde an diesem einen Tage so vertraut mit der Familie, als kennten sie sich Jahre, und Dschemal Bej erlaubte ihm, jede Woche zweimal zu kommen, um mit seiner Verlobten zu plaudern. Obgleich Refik gebildet war, so wußte er doch wenig von europäischen Sitten und Gebräuchen. Wenn Schechber und Safwet im Garten Tennis spielten, saß er mit Neriman unter den Bäumen, den Blick auf den Bosporus gerichtet, und unterhielt sich angeregt mit ihr. Nur erzählte sie unermüdlich von Chandan und das begann ihn zu verdrießen, denn er liebte seine Braut so heiß, daß er ihre Gefühle auch nicht einmal mit einer anderen Frau teilen mochte.

Im nächsten Brief berichtete er dem Freunde, daß er verheiratet sei, erzählte von den Vorbereitungen zur Hochzeit und deren Verlauf. Tagsüber gingen die Damen von Geschäft zu Geschäft und machten Einkäufe; abends wurde dann alles gezeigt und besprochen, was für den nächsten Tag zu besorgen blieb. Dschemal Bej stellte Refik und Neriman eine kleine fünfzimmerige Villa in seinem Park zur Verfügung: Refik sollte sie einrichten und deshalb gab es viel zu tun. Chandan, die zu dieser Zeit in Europa weilte, schickte häufig Briefe und beschrieb Einrichtungen und Kleider,

und trotzdem Refik eine instinktive Abneigung gegen sie empfand, mußte er doch ihren sicheren Geschmack und ihr klares Urteil anerkennen. Alle Vorbereitungen waren getroffen und das Brautkleid kam als Geschenk von Chandan aus Europa. Zwar hatte Refik alle Einkäufe mitgemacht und kannte alle Einzelheiten, aber Neriman erlaubte doch nicht, daß er dies Hochzeitskleid sehen durfte, sondern erklärte ihm mit mädchenhafter Scham: „Das wirst du nachher auf meinem Körper bewundern." Als er am Hochzeitsabend von einem alten Freund zu der kleinen Villa begleitet wurde und das lichtdurchflutete Brautgemach betrat, stand seine Frau im weißen Kleid vor ihm, unbeschreiblich schön, wie ein Traumgebild. Doch als er auch in seinem Hochzeitszimmer Bilder von Chandan gewahr wurde, stieg ernstliche Eifersucht in ihm auf, ob des Einflusses dieser Frau auf Neriman. Aber Refik fühlte sich doch so glücklich, daß er Serwer den dringenden Rat gab, sich ebenfalls bald eine Frau zu wählen und ihm Schechber, Dschemal Bejs älteste Tochter vorschlug, die groß und schlank sei, eine schneeige Haut und schwarze Augen habe.

Sieben Monate schwieg Refik Dschemal, denn sein Leben floß so gleichmäßig glücklich und rhythmisch dahin, daß ihm der Stoff zum Schreiben fehlte. Er spottete über Serwers Frage, ob Streit und Tränen schon begonnen hätten, und erzählte ihm, daß seine Liebe zu Neriman noch täglich wüchse, besonders, seit sie ein Stück seiner Seele in sich beschlossen trage.

Kaum war die Tinte dieses Briefes getrocknet, da schrieb Refik schon einen zweiten hinterher.

Eines Tages ließ ihn sein Vorgesetzter kommen, verriegelte sorgfältig die Tür hinter ihm und, nachdem er sich noch einmal vorsichtig in allen Ecken umgesehen, teilte er ihm mit, er stehe unter Aufsicht von Detektiven, die überall Nachforschungen über ihn anstellten. Man hielte ihn zweifellos für einen Anhänger der Verfassung, und er liefe Gefahr ausgewiesen zu werden. Als Freund rate er Refik, vorzubeugen und sich unverzüglich als Konsul nach Europa versetzen zu lassen. In dieser Zeit herrschte der Absolutismus in schlimmster Form und einen freien Gedanken haben war gleichbedeutend mit einem schweren Verbrechen.

Das war ein harter Schlag für Refik, der sein wie ein Nest im Grünen verstecktes Häuschen liebte und sich nicht vorstellen konnte, ein Leben getrennt von seiner Frau zu führen. Wie konnte er sein bald erwartetes Kind in fremden Händen lassen? Da er fürchtete, die ihn bedrückenden Gedanken nicht verbergen zu können, so ging er zuerst in das Haus seines Schwiegervaters.

Schon auf der Schwelle rief ihm Schechber zu: „Selim Bej ist gekommen!" Wer war Selim Bej? Er vermutete, wohl ein Verwandter oder ein alter Freund Dschemal Bejs, da die Töchter bei ihm waren. Noch ehe er das Zimmer betrat, vernahm er Dschemal Bejs Stimme, der sich wegwerfend über den Absolutismus äußerte; um sich in dieser Zeit steten Mißtrauens so frei auszusprechen, mußte der Mann wirklich ein guter Freund und eine interessante Persönlichkeit sein. Schechber erklärte ihm in kurzen Worten, es sei ein vertrauter Freund ihres Vaters und der Onkel Nasim Bejs, der verbannt gewesen und im Gefängnis

gestorben war. Refik konnte sein Erstaunen nicht unterdrücken, daß dieser Mann Nasims Onkel war und beeilte sich ihn kennen zu lernen. Nasim war sein intimer Freund gewesen! Als Refik eintrat, stellte ihn Dschemal vor: „Unser Schwiegersohn." Darauf schüttelte ihm Selim Bej mit großer Herzlichkeit die Hand und sagte: „Ich kenne dich, mein Sohn! Du wandelst die gleichen Wege, die Nasim gegangen ist. Aber ..." Dschemal bat ihn, fortzufahren, doch Selim schaute sich fast ängstlich um, als fürchte er, von Schechber und Safwet gehört zu werden. „Wäre an Stelle dieses elenden Hüssnü Pascha Refik Dschemal Chandans Gatte geworden, so hätte des armen Nasim Seele mehr Ruhe!" Wie ein Bajonett spießten sich diese Worte Selims in Refiks Gehirn. Was sollte das bedeuten? Warum sollte der arme Nasim ihn als Gatten Chandans sehen wollen? Sollte er Chandan geliebt haben? Oder sollte etwa Nerimans Heirat seine Seele kränken? Grausame Zweifel peinigten ihn. Seine Augen schlossen sich, er wollte nichts mehr hören. Ganz müde und zerschlagen kehrte er in sein Haus zurück. Neriman erwartete ihn nicht wie sonst an der Tür; er stieg nach oben, Neriman lag im Schlafzimmer auf der Chaiselongue, weinte und verbarg ihre Tränen nicht vor ihm. Drei Bilder, drei Rätsel standen vor seinen Augen: Nasim, Chandan, Neriman. Ziemlich schroff fragte er nach dem Grund ihrer Tränen. Neriman, ohne die Veränderung in seiner Stiunme zu bemerken, sagte: „Ich habe an den armen Nasim gedacht." Aber als er noch aufgebrachter fragte: „Was geht dich Nasim an?" da fiel ihr der Umschwung in seinem Ton doch auf, sie sah ihn betroffen

an: „Was er mich angeht? Er ist der Neffe unseres Onkels Selim und war Chandans Lehrer."

„Chandans Lehrer! Alle Rätsel drehen sich um Chandan!"

„Refik, ich bitte dich, was ist mit dir geschehen? Ist es unnatürlich, über einen Freund zu weinen, der so tragisch geendet hat? Oder kennst du vielleicht die Geschichte seines Todes nicht?"

„Doch, ich kenne sie wohl, Nasim war mein Freund."

Nerimans Erstaunen stieg und sie schwieg. Aber dies Schweigen reizte Refik erst recht und er fragte, ob Nasim ein Mädchen aus der Familie geliebt habe? Er sei nicht so töricht zu glauben, daß ein Mädchen vor der Heirat ohne Liebe leben könne; sie selber hätten einander doch auch sehr geliebt. Doch als Neriman sehr ärgerlich erwiderte: „Woher weißt du das?" — beruhigte er sich und meinte, sein Gefühl habe ihn irre geleitet.

„Also Chandan," sagte er; aber Neriman rief: „Du fragst etwas viel, ich gebe dir keine Antwort mehr."

Das war ihr erster kleiner Streit.

Am Abend gingen sie zum erstenmal recht kühl ins Bett und lagen zwei Stunden schlaflos; dann näherte sich ihm Neriman schluchzend und bat ihn, ihr zur Beantwortung seiner Frage vierzehn Tage Zeit zu gewähren. Refik, jetzt fest überzeugt, daß die Sache Neriman nicht betraf, sagte: „Du sollst mir nichts erzählen, wenn du nicht willst, ich werde gewiß nicht mehr fragen. Sei mir nicht böse, kleines Frauchen!" Dann berichtete er ihr, was er von seinem Vorgesetzten erfahren hatte, daß er in vierzehn Tagen vielleicht schon des Landes verwiesen sein würde. Er hatte Tränen

erwartet, aber Neriman klatschte in die Hände und erklärte ihm, sie freue sich furchtbar, nach Europa zu fahren, das sei ein alter Wunsch von ihr und sie wolle sich die Gelegenheit gut zunutze machen. Nur schade, daß sie nicht gleich mitkommen könnte! Dann malte sie sich aus, wie sie mit ihrem Kindlein ihm nachfahren würde, und wie sie in einer schönen Villa im Vorort einer großen Stadt behaglich leben wollten. Wie alle Töchter Dschemal Bejs sprach sie gut englisch und das Ziel ihrer Wünsche war deshalb England, London.

Wirklich wurde kurze Zeit darauf Refik Dschemal zum Konsul in London ernannt. Er fuhr zuerst nach Marseille und sandte von dort einen langen Brief an seine Frau.

An einem sonnigen, herrlichen Tage landete er in Marseille. Am Nachmittag machte er einen Spaziergang, besuchte erst den Park und wollte dann die Kirche von Notre Dame besichtigen, von der aus man einen wundervollen Blick über den Hafen hat. Nahe am Eingang zur Kirche fiel ihm die vornehme Erscheinung einer schwarz gekleideten Dame auf, die sich über das Geländer lehnte und in die Ferne schaute. Neben ihr stand ein Herr mit kleinem schwarzen Bart, der mit glühenden Blicken die vorübergehenden Frauen verschlang. Ohne diese Unbekannten weiter zu beachten, trat er in die Kirche. Der kühle Schatten des weihrauchduftenden Gewölbes umfing ihn mit seiner beschwichtigenden Feierlichkeit, als er plötzlich die schwarz gekleidete Dame auf sich zukommen sah. In reinstem Türkisch sagte sie: „Wie kommen Sie hierher, Refik Bej?“ Refik war ungeheuer erstaunt; als die

Dame jedoch fortfuhr, ob er denn nie ein Bild von ihr gesehen habe, da wußte er, daß sie Chandan sei. Sie erzählte ihm, Neriman sei ihre Freundin und Schwester, deshalb müßten auch sie beide sich näher kennen; dann stellte sie ihm ihren Gatten Hüssnü Pascha vor und forderte ihn auf, am Abend mit ihnen im Hotel den Tee zu nehmen. Er suchte sie in ihrer Wohnung in dem sehr vornehmen Hotel auf und kam sofort in eine lebhafte Unterhaltung. Er fand sie gar nicht hübsch; besonders ihre Augen, die alle Menschen so wunderschön fanden, ließen ihn ganz kalt. Doch trotzdem die Einzelheiten gar nicht hübsch waren, so wirkte doch die Gesamterscheinung sehr reizvoll und anmutig; und im Gespräch mit ihr vergaß er, eine Frau vor sich zu haben; so sicher und unterrichtet war sie. „Wirklich eine Ausnahme", dachte er. Hüssnü Pascha aber langweilte sich augenscheinlich; nachdem er ein paarmal gegähnt hatte, nahm er ein kleines Kissen und bettete seinen Kopf auf den Schoß seiner Frau. Im Laufe des Gesprächs über ihr Vaterland und manches andere bemerkte Refik, wie Chandans Hand liebevoll über Hüssnü Paschas Gesicht streichelte, und war empört, daß auch diese geistvolle Frau der Sinnlichkeit untertan war. Er erhob sich bald und ging mit einem ziemlich unangenehmen Eindruck fort.

Zwar begann er Neriman hierüber ausführlich zu schreiben, doch sandte er den Brief nicht ab, denn sie beklagte sich in ihrer Antwort, daß er die Abendzusammenkunft nur so flüchtig gestreift habe, und daß auch Chandan nur wenig über ihn schriebe. Sie aber wünschte sehnlichst, ihr Mann solle die geliebte Freundin auch

verehren. Sie sagte weiter, daß sie nun ihr Versprechen einlösen wolle, denn von Chandan sei die Erlaubnis eingetroffen, ihm das Geheimnis mitzuteilen. Da sie jetzt vor ihrer schweren Stunde stehe, sei sie bestrebt, alles zu tun, um fleckenlos vor ihrem Mann zu bestehen. Sie legte ihm auch einige Briefe bei, die Chandan einst über diese Angelegenheit geschrieben hatte.

Neriman hatte Chandan vor vierzehn Jahren kennen gelernt, als sie sechs Jahre und Chandan neun Jahre war. Neriman hatte Vater und Mutter verloren und lebte bei ihrer Großmutter, bis sie zu der Tante gebracht wurde. Sie liebte Dschemal Bej wie einen Vater und schloß unzertrennliche Freundschaft mit Chandan. Mit Dschemals anderen Töchtern zusammen wurde sie unterrichtet, bis man eines Tages fand, daß Chandan der Erzieherin entwachsen war. Sie erhielt einen Privatlehrer und war den anderen Mädchen bald weit voraus. Sie entwickelte sich zu einem sehr ernsten, nachdenklichen Mädchen, und obgleich sie schon ein Backfisch war, verschleierte sie sich nicht vor ihres Vaters alten Freunden, die sie als ausgezeichnete Gesellschafterin schätzten. Unter diesen Freunden war auch Selim Bej, ein reicher, wohltätiger Mann, der an der Marmara ein schönes einsames Haus bewohnte. Bis Chandan sechzehn Jahre alt war, wußte niemand, daß er einen Neffen namens Nasim hatte; doch damals begann er, Chandan viel von ihm zu erzählen, wie klug, offen und ehrlich er sei, und ganz von dem einen Gedanken beseelt, das Vaterland aus den drückenden Fesseln des Absolutismus zu retten. Aus diesem Grunde war er des Landes verwiesen worden. Doch eines

Tages erzählte Selim, daß Nasim auf die Fürsprache seiner Privatschüler, der Söhne hoher Beamter, begnadigt worden sei. In jener Woche, da Nasim zurückerwartet wurde, holte Selim Chandan ab, damit sie einige Zeit als Gast in seiner Villa in Mal-Tepe weile. Eine Woche später bekam Neriman einen Brief von Chandan, in dem sie nicht genug von der Güte des alten Herrn ihr gegenüber zu sagen wußte.

Eines Morgens, als sie etwas später aufgestanden war und wie gewöhnlich in den Selamlik ging, um mit Selim Bej zu frühstücken und dann spazieren zu gehen, sah sie in seinem Zimmer den blonden Kopf eines jungen Mannes. Sie wollte sich zurückziehen, aber Selim Bej holte sie herein und stellte zwangslos vor: „Chandan—Nasim". Schon nach wenigen Minuten waren sie in ein eifriges Gespräch vertieft, aber Nasim erschien Chandan gleichsam überirdisch und sie kam sich verschwindend klein neben ihm vor. Begeistert hörte sie auf seine Erzählungen, besonders über Kleinasien, das er aus eigener Anschauung kannte, und lauschte andächtig seinem wundervollen Geigenspiel. Sie gab sich alle Mühe, um vor ihm zu bestehen und beschloß, wie er sehr viel zu lernen. Das aber hatte Nasim hauptsächlich beabsichtigt; denn da er sie begabt fand, wollte er ihre Bildung vervollkommnen. Eines Tages kam auch ihr Vater in die Villa und es wurde verabredet, daß Nasim ihren Unterricht übernehmen würde. Noch vierzehn Tage sollte Chandan im Hause bleiben, um angelernt zu werden; nachher käme er jede Woche zweimal zu ihr und würde ihr Stunden geben, über Philosophie, Geschichte, mit besonderer Berücksichti-

gung der osmanischen Geschichte, Literatur und Musik. Sie standen wie Lehrer und Schülerin und auch wie zwei sehr gute Freunde. Einmal sprachen sie in der Philosophiestunde über die Liebe. Auf eine Frage Nasims gestand Chandan, sie habe bisher fast alle ihre Lehrer geliebt, freilich ohne daß sie es nur ahnten. Nasim lächelte und meinte, er fürchte, sie könnte sich auch in ihn verlieben; doch sie widersprach eifrig und erklärte ihm, sie beide seien nur Freunde und Kameraden.

Refik Dschemal, durch die Lektüre dieses Briefes höchlichst interessiert, bedauerte, daß er so plötzlich abbrach und bat seine Frau, ihm bald die Fortsetzung zu schicken. Sie entschuldigte sich in ihrer Antwort, daß die Sorge für das erwartete Kindlein sie am Weiterschreiben behindert habe, und fuhr in der Erzählung fort:

Chandan kam vierzehn Tage später heim, frisch und heiter wie zuvor. Doch Sabiha Hanum, ihre Stiefmutter, suchte Dschemal Bej zu überzeugen, sie habe genug gelernt, müsse sich jetzt etwas in der Wirtschaft umtun und dann ans Heiraten denken. Bis Nasim das erstemal kam, war Chandan voller Unruhe und sprach mit Neriman unausgesetzt von ihm. Eines Morgens erschien er im Reitanzug, um den Stundenplan festzulegen. Auf Dschemal Bejs Frage, wie er ihm die Stunden bezahlen solle, entgegnete er: da er in seinem Vaterlande mit Literatur und Musik allein seinen Lebensunterhalt nicht verdienen könne, so sei er gezwungen, Kinder reicher Leute zu unterrichten, meist eine unerträgliche Qual. Deshalb sei es ihm nur Freude und Genuß, Chandan anleiten zu dürfen; er würde keinen Pfennig dafür nehmen, denn er betrachte es

als Erholung, wie ein Konzert. Von da ab kam Nasim jede Woche zweimal gegen Abend und blieb sehr lange. Dschemal Bej pflegte sich nach kurzer Zeit zurückzuziehen, auch Neriman ging schlafen, hörte aber von ihrem darüberliegenden Zimmer Nasims starke Stimme, der mit großer Begeisterung seinen Vortrag hielt, während Chandan still und ernst zuhörte und mitschrieb. Nach etwa sechs Monaten begann Chandan Einwürfe zu machen und aktiven Anteil an der Diskussion zu nehmen. Das dauerte so vier Monate. In diesem Winter waren alle zu Hause überzeugt, Chandan und Nasim würden ein Paar werden. Doch obwohl sie so befreundet waren, standen sie sich seelisch ferner denn je, weil Nasim immer nur von Wissenschaft, Vaterland und seinen politischen Zielen sprach, aber Chandan allmählich Frau wurde; und so interessiert sie auch war, so fühlte sie sich doch beleidigt und zurückgesetzt. In dieser Zeit mußte Neriman auf Wunsch ihrer Tante eine Einladung ihres Onkels nach Smyrna annehmen, weil man hoffte, er würde sie in seinem Testament berücksichtigen.

Einen Monat später erhielt sie einen Brief Chandans, in dem sie ihr mitteilte, bis zum Abend zuvor habe sich nichts des Aufzeichnens Würdiges zugetragen. Aber am Donnerstag abend, nach der Stunde, habe Nasim ihr ohne jede Einleitung folgendes gesagt:

„Fräulein Chandan, ich möchte Sie heiraten. Ich hätte zuerst mit Ihrem Vater sprechen sollen, aber ich habe besondere Absichten, die ich Ihnen mitteilen muß. Unsere Ehe wird anders als andere Ehen werden. Meine Bedingungen sind vielleicht nicht so beschaffen,

wie junge Mädchen sie erhoffen. Eben deshalb wende ich mich nicht an Ihren Vater, ohne vorher Ihrer Einwilligung sicher zu sein. Ich hege diesen Wunsch schon lange, aber da ich weder einen Beruf habe, noch Mittel besitze, so fand ich nicht den Mut, eine Lebensgefährtin zu wählen. Ich habe Sie aufmerksam studiert und festgestellt, daß Sie kein Mädchen sind, das Geld und Stellung erstrebt, sondern ein treuer Kamerad für hohe Gedanken und große Ziele sein könnten. Deshalb frage ich Sie heute abend. Sollte Ihre Antwort ‚Nein' sein, so werde ich wie bisher Ihr stiller, ergebener Lehrer bleiben. Sie wissen doch, daß ich Sozialist und Revolutionär bin? Daß mein Leben nicht in festen Bahnen läuft? Es liegt durchaus im Bereich der Möglichkeit, daß ich morgen eine Bombe werfe, oder verhaftet werde. Ich sage Ihnen das, weil ich nicht will, daß Sie nur untätige Zuschauerin bleiben. Vielleicht werden sich in unserem Vaterlande eines Tages große Dinge ereignen, vielleicht werden wir ihre Urheber sein. Vielleicht werden wir Feuer, Blut, Pulverdampf und Tod, viel Tod säen. Werden auch Sie an alledem teilnehmen?"

Chandan aber empfand die klaffende Lücke in Nasims Worten. Sie sah, daß nicht er selbst, sondern nur seine Ziele sie heiraten wollten. Weder ein weiches Wort, noch ein Zeichen der Liebe! Sie entgegnete, daß sie sich in die Rolle, Feuer, Blut, Pulverdampf und Tod auszustreuen, nicht finden könne. Nasim aber hielt ihr vor, daß sich dieses Verderben ja gegen diejenigen richten würde, die ein ganzes Volk lebendig begraben! Als Chandan einwarf, zu diesem Zwecke brauche man sich nicht zu heiraten, sondern könne

als Freunde und Kameraden zusammen arbeiten, wurde Nasim blaß; das Feuer in seinen Augen erlosch, er sagte gekränkt: „Ich glaubte, Fräulein Chandan, daß Sie mich liebten." „Das ... ist etwas anderes, denn ich darf nicht allein die Liebende sein." Nasim war unendlich erstaunt: „Ich, ich soll Sie nicht lieben, Chandan? Nach meinen Idealen und Lebenszielen sind Sie mir das Wertvollste auf der Welt, und diejenige, die mir am nächsten steht. Sehen Sie denn nicht, daß ich noch keine der Frauen, die ich bisher kennen lernte, so hochstellte, daß ich meinen Plan enthüllt hätte?" Als Chandan darauf sagte: „Aber Nasim Bej, sehen Sie doch: immer nur Ihre Ziele, Ihre Ideale!" fragte er schmerzlich: „Oh, sollten Sie auch sein, wie die anderen Frauen?", und da sie nicht ausdrücken konnte, was sie empfand, schwieg sie. Nasim aber schilderte sanft, wie gut sie vereint leben und streben könnten, wie er alles, was jetzt unmöglich schien, erreichen würde. Chandan bat ihn schließlich um einen Monat Bedenkzeit, Nasim ging hoffnungsfreudig von dannen und sagte ihr beim Abschied, eine so aufs Verstandesleben gerichtete Frau wie sie könne nur zu einem bejahenden Resultat kommen.

Chandan aber war sehr unbefriedigt. Sie fühlte den schönsten Teil ihres Herzens vernachlässigt. Nasims Liebe schien ihr übermenschlich und ungeheuerlich; ihr frauliches Empfinden war tief verletzt.

In ihrem nächsten Brief erzählte sie Neriman, sie habe den als Gast im Hause weilenden Hüssnü Pascha kennen gelernt. Hüssnü Pascha war ehemaliger Botschafter, der schon lange von

seinen Renten in Europa lebte. Er machte Chandan sehr den Hof und sie ließ es sich mit Vergnügen gefallen. Hüssnü Pascha, der so lange im Westen gelebt, erschien ihr wie eine Katze im Löwenkäfig.

Diese Briefe, die über Hüssnü Pascha handelten, gefielen Neriman garnicht, und sie zürnte Chandan; dann erfuhr sie, Chandan werde sich mit Hüssnü verheiraten und in vier Wochen nach Paris fahren.

Wenige Tage später schrieb Dschemal Bej, Chandans Hochzeit habe in aller Stille und Einfachheit stattgefunden, ohne Brautkleid und Schleier; sie sei aber mit ihren Nerven sehr herunter und Neriman möchte schnell zurückkommen, um ihr Gesellschaft zu leisten und sie aufzuheitern.

Auf dem Bahnhof erwartete sie Dschemal Bej und sagte ihr, daß zu Hause niemand von ihrer Ankunft wisse, da er Chandan eine Überraschung bereiten wolle.

In der Villa fand sie Chandan in einer sehr eleganten, champagnerfarbenen Toilette, modern frisiert; sie umarmte sie mit alter Herzlichkeit, schien aber trotz des schönen Kleides noch schmaler geworden und traurig zu sein. Sie stellte ihr sofort den hinter ihr stehenden Hüssnü Pascha vor.

Der erste Eindruck, den sie von Hüssnü empfing, war recht unvorteilhaft; sie vermied es deswegen, mit Chandan allein zu sein. So vergingen drei Tage.

Eines Nachts, als alle schliefen, kam Chandan im weißen Nachthemd, eine Kerze in der Hand, in Nerimans Zimmer, setzte sich auf ihren Bettrand und sagte: „Neriman, Hüssnü schläft,

endlich kann ich dich ungestört sprechen." Aber das alte innige Band zwischen ihnen schien zerschnitten zu sein. Nerimans erste Frage war: „Wo ist Nasim?" „Ich weiß nicht, Neriman. Seit ich verheiratet bin, kommen er und Selim Bej nicht mehr." „Wie hat er die Nachricht deiner Heirat aufgenommen?" Chandan erzählte, daß in dem einen Monat, den Hüssnü als Gast im Hause weilte, Nasim sehr unfreundlich gegen ihn war und immer bemüht, ihn fühlen zu lassen, daß er jünger, schöner und gebildeter sei, als Hüssnü. Nachher wurde er beleidigend, ja unverschämt. Aber Hüssnü blieb geduldig und verlor kein Wort darüber; doch beschleunigte sie aus diesem Grunde die Verlobung. Auf Nerimans Frage: „Also bist du glücklich?" versetzte Chandan: „Pff — was heißt glücklich sein! Bitte unterbrich mich nicht und laß dir alles erzählen." Eines Morgens hatte sie sich entschlossen, Hüssnü zu heiraten, am Nachmittag hörte sie Nasim im Unterrichtszimmer Klavier spielen. Sie lief, um ihm die Entscheidung mitzuteilen, aber als sie eintrat, ließ er die Hände von den Tasten gleiten und blickte sie so freundlich an, wie früher. Um den letzten Rest von Mut zu retten, ging sie rasch ans Klavier und stieß hervor: „Nasim Bej, ich verheirate mich!" Nasim wurde bis unter die Haarwurzeln bleich wie ein Toter, stand langsam auf und sagte: „Ich gehe, Chandan, ich gratuliere Ihnen, werden Sie glücklich." Aber als er schon an der Tür stand, kehrte er noch einmal um und sagte mit heißer zärtlicher Stimme, wie sie sie noch nie aus seinem Munde gehört: „Bestimmt wird Hüssnü Pascha niemals diese Augen lieben können! Ich aber, ich habe sie sehr, sehr geliebt!

Verstehen Sie? Sehr, sehr! Mehr als meine Ideale, Chandan!" Sein Blick und seine Stimme entschleierten plötzlich die Wahrheit vor Chandan. Sie streckte die Arme abwehrend aus und neigte sich zurück und sagte: „Ich habe einem andern gelobt sein Weib zu werden." „Lassen Sie die Hände herunter! Meine Ehre garantiert Ihnen, daß ich Ihren Wunsch respektiere! Nein, ich will nicht einmal Ihre Hand fassen; denn diese Hände haben die Flügel meiner Ideale gebrochen; trotzdem sind sie mir heilig." Er beugte sich, drückte einen Kuß auf Chandans Fuß, der auf dem Klaviersessel stand und ging hinaus. Seitdem hatte sie ihn nicht wieder gesehen.

Die Zeit verstrich, ohne daß sie von Selim und Nasim hörten. Hüssnü Pascha war immer vergnügt und guter Dinge, Chandan ernst und versonnen. So verträumt war sie oft, daß Hüssnü sie an den Schultern rütteln mußte, um sie zu erwecken.

Eines Tages fuhren Neriman und Chandan, um einen Schleier zu kaufen. Unterwegs hielt der Wagen an; Neriman beugte sich aus dem Fenster und sah, daß ein Sarg vorbeigetragen wurde, dem einige Leute und Wagen folgten. In einem saß ihr Onkel Dschemal Bej mit Selim und beide weinten. Sie zog Chandan zurück, um ihr den Anblick zu verbergen, aber es gelang ihr nicht. Mit kaum vernehmbarer Stimme befahl Chandan dem Kutscher umzukehren. Zu Hause ging Chandan sofort in Nerimans Zimmer, setzte sich wieder auf den Rand ihres Bettes, nahm den Kopf in beide Hände und wiegte sich hin und her wie in überwältigendem Schmerze. Neriman verschloß die Tür, kauerte sich zu ihren Füßen

und beide weinten stundenlang; bis von draußen die Stimme der Tante rief, Dschemal Bej wünsche sie zu sprechen.

Auch Dschemal Bej weinte. Als sie fragte: „Wie und warum ist er gestorben?" erzählte er schluchzend, wie eine Frau: „Er wurde verhaftet, als er nach Europa fliehen wollte und sollte nach Fisan in Tripolis verbannt werden. Aber er hat sich vorher im Gefängnis erhängt. In seiner Tasche wurden zwei Briefe gefunden, die an Chandan gerichtet sind." Er reichte ihr diese von Selim Bej erhaltenen Papiere und fuhr fort: „Ich fürchte, daß Chandans Heirat mit Hüssnü ein Grund seines Selbstmordes ist. Armes Mädchen, wie tut sie mir bitter leid!" Neriman ging hinaus und überlegte, wie sie Chandan diese Briefe, die wohl schon lange in der Tasche gelegen hatten, und ganz zerknittert waren, am besten geben könnte. Am selben Abend erschien Chandan unbegreiflicherweise mit trockenen Augen bei Tisch, aber sie schien um zehn Jahre gealtert. Nach dem Essen ging sie nicht mit in den Salon, wo der Kaffee gereicht wurde, sondern zog sich wieder in Nerimans Zimmer zurück. Sie riegelten ab, Chandan warf sich auf einen Sessel, schloß die Augen und versank in Gedanken, bis Neriman die Briefe auf ihren Schoß legte. Da richtete sie sich auf, näherte sich dem Licht und begann zu lesen.

15. März 1315.

Chandan, Chandan, ich begreife jetzt, warum Du eine Empfindung ersehntest, größer als meine Ziele, und ich fühle jetzt in mir die Fähigkeit, Dir zu geben, wonach Du verlangtest.

Aber Dein Herz beherbergt jetzt einen andern, nicht wahr?

Nachdem ich blind daran vorüberging. Ich, der ich Jahre lang mit eiserner Ausdauer nach einem heiligen Ziel gestrebt habe, ich lege jetzt keinen Wert mehr auf das Leben, Chandan. Seit ich Dich verloren habe, ist eine Leere um mich, in der mein Ziel nicht mehr gedeihen kann. Was hast Du getan, Chandan? Welchen hehren Tempel hast Du zerstört?

18. März.

Ich hörte heute, daß Du unglücklich bist und diesen Mann nicht liebst. Ist das wahr, Chandan? Aber nein, es kann nicht wahr sein! Ich weiß, Du nimmst die Glut Deines Herzens, wenn Du sie einmal verschenkt hast, nicht wieder zurück. Wenn Du unglücklich bist, wenn er Dich nicht versteht, wirst Du dann zu mir kommen, Chandan? Doch was sage ich! Dein Pflichtgefühl, das nicht zuließ, daß ich Dir beim letzten Abschied einen Kuß auf die Augen drückte — wird Dir immer den Weg zu mir versperren, nicht wahr? Ich leide namenlos, Chandan! Seit unzähligen Jahren habe ich nur für jenes einzige Ziel, das vor mir schwebte, gearbeitet. Wie viele Ideale wurden geboren — wie viele durchwachte Nächte, geduldig ertragene Not bedeutete dieses, Chandan! In meinem Leben gab es nichts außer dem einen Ziel! Von einer einzigen Empfindung wußte ich nichts, kannte ihr Antlitz nicht und nicht ihre Art. Durch die Offenbarungskraft Deiner großen, träumerischen, leuchtenden Augen wurde mir die Erkenntnis. Das Antlitz meines heiligen Zieles, in dessen Erwartung ich gelebt hatte, warst Du selbst, Chandan. Warum glaubtest Du, daß ich mein Ziel mehr liebte, als Dich? Du selbst warst es und es war Du.

Das Ziel, das zu erreichen ich mich auf der Folterbank in Stücke hätte reißen lassen, warst Du, Chandan. Warum hast Du Dein Angesicht von mir gewandt? Dieses Antlitz, dem ich Jahre um Jahre nachgegangen bin — warum hast Du es nun vernichtet, ausgelöscht? Statt seiner ist nur eine Kette toter Theorien übrig geblieben, kalt, leer und ausgebrannt hast Du mich am Wege liegen lassen, Chandan!

Ich werde gehen, Chandan, ich werde mich von dieser Schwäche und diesem Schmerz nicht niederringen lassen! Nein, das Leben kann mich nicht besiegen!

20. März.

Ein Gefängnis, Chandan, Du weißt, was das bedeutet, nicht wahr? Die mich umgebenden mitleidsbaren Gesichter und die schmutzigen Mauern lassen nur Raum für ein einziges Gefühl in mir. Ich werde gehen, wohin man mich schickt, ich werde gehen ... Ich hörte von draußen den Schrei irgend eines Gefolterten, aber kein Mitgefühl wurde in mir wach. Ich bemitleide niemanden, verstehst Du, Chandan? Ich verlasse Dich, ich gehe. Ich trenne mich von meinem Ideal, das mir stets entschlüpft ist, obgleich ich alle Tage meines Lebens mit meiner ganzen Seele darnach trachtete — ich gehe. Es war alles nur ein Spiel, ein irreleitendes Zerrbild. Ich gehe, Chandan. Ich verlasse Dich, Chandan und gehe ...

27. März.

Dort in der Ecke liegt ein rötlicher Strick. Wie seltsam — ich weiß, es sind die Haare meines Ideals, das mir ungetreu

wurde; aus Seide sind sie; nein, jedes ist eine helle Schlange; sie werden sich um meinen Hals winden, mich erwürgen; die Augen meines Ideals werden sich in die meinen bohren, werden über meine Seele lachen, über mein ganzes Leben spotten. Ich aber stehe hoch über diesem allen und werde erhobenen Hauptes gehen. Verstehst Du wohl, ich gehe. Chandan, und dann ...

* *
*

Als Chandan die Worte „ich werde gehen" las, schnürte sich ihr die Kehle zusammen, sie warf sich in den Sessel zurück und weinte fassungslos; immer aufgeregter wurde sie, zerriß fiebernd ihre Kleider und begann zu delirieren. Bis zum Morgen waren alle im Hause um sie beschäftigt, einen ganzen Monat lag sie schwerkrank und keiner der befragten Ärzte wußte Rat. Ganz allmählich erholte sie sich und sobald sie reisefähig war, nahm Hüssnü Pascha sie mit nach Europa. — — — —

Kurz nach seiner Ankunft in London erhielt Refik Dschemal einen Brief seines Freundes Serwer. Er gratulierte ihm zur Geburt seines Sohnes Nasim und knüpfte an den Namen Erinnerungen an den entschlafenen gemeinsamen Freund. Wie seltsam, daß er sie beide, obwohl er ihnen so nahe stand, nie etwas über seine Beziehungen zu Chandan hatte ahnen lassen! Nerimans Mitteilungen, für die er Refik herzlich dankte, hatten sein besonderes Interesse erweckt. Nach diesen Briefen zu urteilen, schien ihm Chandan Nasims Mörderin zu sein, eine von jenen Frauen, die bewußt den Eindruck erwecken wollen, vollkommen kühl und rein aufs Verstandesleben gerichtet zu sein, die aber innerlich von ihren

Leidenschaften beherrscht und unterjocht sind. Nasims stille ehrliche Liebe hatte ihr nicht genügt, sie brauchte Glut und Sinnenrausch und warf sich Hüssnü Pascha in die Arme, wie sie sich in dieser Zeit irgend einem beliebigen anderen, einem Refik Dschemal oder Serwer auch an den Hals gehängt hätte. Welches Glück, daß sie beide bewahrt geblieben! Jedenfalls habe Chandan überhaupt noch nie geliebt; sollte aber einmal die wahre Liebe in ihr erwachen, dann würde sie wie der Sturmwind dahinbrausen und vernichtend sein. Er warnte Refik, riet ihm vorsichtig zu sein und eingedenk zu bleiben, daß sein liebster Freund ein Opfer Chandans geworden! Über Hüssnü Pascha war ihm verschiedenes zu Ohren gekommen, er sollte sich durchaus nicht wie ein junger Ehemann benehmen, sondern sich mit Kokotten herumtreiben und mit einer Tänzerin der großen Oper, Fräulein Juliette, besonders liiert sein. Von Chandan aber sagte man, sie lebe ganz zurückgezogen in einem stillen Haus in der Umgebung und niemand wisse, ob sie über das Treiben ihres Gatten unterrichtet sei.

In einer Antwort teilte Refik Dschemal Serwer mit, Chandan lebe nicht in Paris, sondern weile bei Neriman in Konstantinopel. Sie hatte ihr während der schweren Zeit hingebend beigestanden, und auf ihren Vorschlag und Wunsch war das Kindlein Nasim genannt worden. Demnächst sollte sie mit Neriman zusammen nach London kommen, bis zum Herbst bei ihnen wohnen und erst dann, wenn Hüssnü Pascha sich auch einfände, ein eigenes Haus mieten. Refik war über diese Aussichten recht beunruhigt, er wußte noch gar nicht, wie er Chandans Gegenwart überhaupt

ertragen sollte! Er riet jetzt Serwer, der die Damen bei ihrer Durchreise durch Paris, wo sie übernachten würden, begrüßen sollte, möglichst zurückhaltend zu sein, da er seine Vorliebe für derartige abenteuerliche Frauen kannte.

Als Serwer das nächste Mal schrieb, zitterte seine Hand noch vor Wut über die ihm zuteil gewordene verletzende Behandlung Chandans. Er war gegen Abend ins Hotel gegangen, hatte Hüssnü Pascha getroffen, der ihn bei Neriman anmeldete. Durch die halbgeöffnete Tür erblickte er Chandan, die ruhig zusah, wie Neriman sich mit dem Kindchen beschäftigte. Als sie von seinem Besuch hörte, erhob sie sich, sagte, sie sei schläfrig, Neriman solle ihren Freund allein empfangen. Neriman nahm ihn sehr liebenswürdig auf, doch zog er sich bald zurück. Als er sich am folgenden Morgen zum Abschied auf der Bahn einfand, wurde er Chandan vorgestellt, die sich sehr ablehnend verhielt. Er bedauerte den Freund aufrichtig, daß er verurteilt sei, mit dieser abscheulichen Frau zusammen zu leben.

Refik aber war unsagbar glücklich, wieder mit Neriman vereint zu sein und spielte mit Begeisterung die Kinderfrau des kleinen Nasim, der in der ersten Zeit ganz ihm und Chandan überlassen blieb, weil Neriman, des Reisens ungewohnt, sehr erschöpft und erholungsbedürftig war. Chandan, die so hochmütig und unnahbar schien, kannte keine größere Freude, als mit Nasim zu spielen und für ihn zu sorgen. Doch fühlten sie bald heraus, daß Chandan das Leben ihres Mannes nicht unbekannt war; sie machte nie die leiseste Andeutung, aber wenn sie auch mit dem Kinde

lachte und scherzte, so kündeten ihre Augen, wie sie seelisch litt und kämpfte.

Hüssnü Paschas Ankunft stand bevor, und Chandan mietete ein Haus in der Stadt; sie wußte so wohl wie die andern, daß Hüssnü Fräulein Juliette mitbrachte, aber sie sprach nie darüber und schien beglückt zu sein, ihren Mann wiederzusehen. Doch wich die Traurigkeit, die ihre Augen umflorte, nicht von ihrem Gesicht. Binnen kurzer Zeit nahm Hüssnü Pascha seinen zügellosen Lebenswandel wieder auf, fuhr auch bisweilen einige Tage nach Paris, während Chandan inzwischen bei Refik und Neriman wohnte.

War Chandan nicht bei ihnen, so sprachen sie viel von ihr, sie gehörte jetzt ganz zu ihnen, ohne sie fehlte es an Gesprächsstoff und eine gewisse Öde herrschte im Hause. Aus Refiks Herz war der Haß geschwunden und hatte einem verstehenden Mitleid Platz gemacht. Er achtete diese unglückliche Frau, die ihren Kummer im eigenen Herzen beschlossen trug. Trotzdem seine Liebe für Neriman nicht verblaßte, so genügten ihm ihre geistigen Fähigkeiten oft nicht mehr; was er bei ihr vermißte, fand er bei Chandan, so daß seinem Gefühl die beiden Frauen allgemach zu einer einzigen, vollkommenen verschmolzen. Er las an vielen Abenden wissenschaftliche Bücher mit Chandan, und an die Lektüre schlossen sich lange, ernste Diskussionen. Kam das Gespräch je auf die Liebe, so schwieg Chandan, und tauchte der Name Nasim zwischen ihnen auf und Refiks Stimme bebte vor plötzlich auflohendem Haß, so baten Chandans große Augen um Schonung — und er verstummte sogleich.

Eines Tages begleitete Refik Dschemal die beiden Damen bei

ihren Einkäufen in der Stadt; Chandan, die bei der Gelegenheit einmal nach ihrem Hause sehen wollte, sollte sie später auf dem Bahnhof treffen. Sie warteten und warteten, aber Chandan kam nicht; schließlich fuhr Neriman des Kleinen wegen allein nach Hause und Refik blieb zurück. Aber da Chandan sich immer noch nicht einfand, beschloß er, sie abzuholen. Vom Mädchen hörte er, sie sei zu Hause, wurde in das Empfangszimmer geführt und hörte zu seinem Schrecken aus einem benachbarten Zimmer lauten Wortwechsel. Hüssnü Paschas aufgeregte Stimme schrie: „Willst du vielleicht heute abend hier bleiben? Einfach lachhaft! Ich habe deine Eifersucht endlich satt! Hast du vielleicht schon einmal gehört, daß ein Mann sich an eine einzige Frau bindet? Mein Schatz, ich jedenfalls bin dieser Mann nicht. Ich gehe, aber bestimmt nicht zu Juliette." „Geh doch, zu wem du willst! Eifersucht? Welch eine Torheit! Ich bin auf alle Frauen miteinander nicht eifersüchtig!" „Aber warum zittert dann deine Stimme? Warum stehen Tränen in deinen Augen?" „Aus Zorn und Empörung, weil du mich in gemeiner Weise beleidigst, mich wie einen Lumpen in die Ecke wirfst! Ja, ich gehe fort, hinaus zu den Verwandten." „So, zu den Verwandten? Nun, es weiß ja alle Welt, daß du Nerimans Gatten nachläufst!" Sie wies diese Behauptung entrüstet zurück; und als Hüssnü unbeirrt fortfuhr, hörte Refik, wie eine Tür ins Schloß krachte.

Zehn Minuten später trat Chandan zu ihm ins Zimmer, ein Lächeln auf den Lippen, aber noch blasser und bedrückter als sonst. Da es schon sehr spät war, so nahmen sie draußen in der Vorstadt

einen Wagen. Kleine, magere Bäume standen am Wege wie verkrüppelte Kinder und vermehrten die Düsterkeit des trübseligen Abends. Refiks Herz pochte stürmisch, er ergriff Chandans Hand und flüsterte: „Arme, liebe Schwester!" Sie entzog ihm die Hand nicht und sah dankbar zu ihm auf, als sie das Haus betraten. Refik verschwieg seiner Frau den unfreiwillig mitangehörten Zwist, da auch sein Name darein verflochten war; wenn auch Chandan nichts erwähnte, so würde es ein Geheimnis zwischen ihnen beiden bleiben.

Am folgenden Tage war Chandans Gesicht noch schmaler und bleicher als je, ihre dunkelgeränderten Augen waren rot und geschwollen. Ganz früh kam Hüssnü Pascha, bat lachend um Verzeihung, umarmte und küßte sie und bot ihr seine Lippen zum Kuß. Und wirklich, sie küßte ihn und verzieh, und sie gingen zusammen fort. Wie edel und groß mußte das Herz dieser Frau sein, um alle angetane Schmach zu vergeben, — und wie elementar ihr Bedürfnis zu lieben und geliebt zu werden! Aber die alten Zerwürfnisse setzten bald wieder ein, und jetzt ganz öffentlich in Refiks und Nerimans Gegenwart, so daß der Zustand ganz unhaltbar wurde. Schließlich entschloß sich Hüssnü Pascha für drei Monate nach Paris zu fahren. Chandan sollte unterdessen wieder zu Refiks übersiedeln. So heiß auch sein und seiner Frau Mitleid war, Refik fand doch in diesem Unglück ein Körnlein Glück: er würde wieder Gelegenheit haben, mit Chandan zusammen zu sein und zu plaudern.

Durch einen Brief Serwers erfuhren sie, daß Hüssnü mit Maud, einer Kammerfrau Chandans, in Paris lebte.

Chandan korrespondierte mit Hüssnü, doch schrieb er nur we-

nige flüchtige Zeilen, sie aber saß und schüttete ihm ihr ganzes Herz aus; freilich endeten diese Briefe im Papierkorb, weil sie stets rechtzeitig die Nutzlosigkeit ihres Beginnens einsah. So erhielt auch er nur zwei kühle Zeilen, und niemand las, was sie in ihren langen Briefen bekannte.

Ihre Erziehung hatte die Überzeugung in ihr groß gezogen, in der Ehe würde sie alles tun und lassen dürfen, worauf ihr Sinn gerichtet sei. Gerade weil Hüssnü schon vieler Frauen Liebe gekostet hatte, so war sie glücklich gewesen, ihn für sich errungen zu haben. Auf ihrer Reise nach Europa hatte er ihr eine Menge guter Ratschläge gegeben, ihr vor allem eingeprägt, im fremden Lande sich vor Männern wohl zu hüten, ihm stets alles zu erzählen, was sie sah, hörte und empfand. Begänne eine Frau ihrem Manne etwas zu verschweigen, so sei dies der Anfang ihres Falles. Kindlich vertrauend hatte sie ihm alles erzählt — nun aber fühlte sie eine Wunde im Herzen brennen; um sie zu heilen, sehnte sie sich, an die Seite ihres Mannes zu eilen. Sie schämte sich, fast auf Neriman eifersüchtig zu sein. — —

Gelegentlich kamen längere Briefe von Hüssnü, aber dann bat er Chandan um ihren perlenbesetzten Kamm — nur für eine Woche! — oder beauftragte sie, Kleider und Parfüms zu besorgen und ihm zu schicken, „genau wie die von ihr bevorzugten".

Drei Monate vergingen und Chandan drängte Hüssnü sich zu entscheiden, ob sie nach Paris kommen solle, oder ob er nach London zurückkehren wolle, denn eine Trennung sei auf die Dauer unerträglich. Hüssnüs letzter Brief war ein Ungeheuer von Roheit.

Er hatte sich noch nie im Leben für etwas fest entschlossen. Da er mit der Jungfer seiner Frau in Paris lebte, konnte er auch nicht nach London kommen. Im Vertrauen gestand er, daß er außer dieser Person noch drei Blondinen hatte. Die Jungfer liebte er, weil sie in Gang und Bewegungen Ähnlichkeit mit Chandan hatte. Chandan selbst, so treu und zärtlich sie zu ihm hielt, hatte immer etwas von oben auf ihn herabgesehen, das aber war ihm in den Tod zuwider. Was er einmal über Eheleben und -glück geäußert, begriff er nicht mehr; er bedauerte, daß Chandan ehrlich daran geglaubt. Er war nur glücklich in der Überzeugung, daß er, wann immer er zu ihr zurückkehre, sie untadelig finden würde, wie er sie verlassen. Sie allein blieb der Anker seines Lebens, wenn sein Geld und seine Kraft geschwunden, würde er zu ihr heimkehren; aber wann, davon wüßte er nichts. Er schlug Chandan vor, ins Vaterhaus zu fahren, sandte ihr Reisegeld und versprach, ihr monatlich hundert Mark Taschengeld zu überweisen.

Auf dem Nachhauseweg gab der Briefträger eines Abends Refik Dschemal einen Brief für Chandan, den er, ohne eine Ahnung seines Inhalts zu haben, mit den Worten in ihre Hand legte: „Ich hoffe, ich bringe Ihnen gute Nachricht!" Achtlos warf Chandan den Brief auf den Tisch und bat Refik, sich zu setzen, er störe sie nicht im mindesten, der Brief eile nicht. Bis Sonnenuntergang saßen sie dann schweigend und sinnend nebeneinander; erst als Neriman eintrat und unbefangen scherzend fragte, warum sie im Dunkeln blieben, sprang Chandan rasch auf, drehte das elektrische Licht an, und beide Frauen umarmten

und küßten sich. Nach dem Abendessen beschäftigte sich Chandan mit dem kleinen Nasim, plauderte noch lange mit Refik und Neriman und war sehr liebevoll und zärtlich zu der jungen Frau.

Es war gegen Mitternacht, als Refik Dschemal durch heftiges Klopfen an seiner Tür aufgeschreckt wurde; das Mädchen stand draußen und erzählte keuchend, Chandan sei in ihrem Zimmer ununterbrochen auf- und abgegangen, dann habe sie einen schweren Fall gehört ... Refik hörte nicht länger zu, sprang aus dem Bett und stürzte zu Chandan. Sie lag auf dem Teppich, leichenblaß, mit bläulichen Lippen. Mit Hilfe des Mädchens entkleidete er sie, legte sie aufs Bett, begann sie zu reiben; doch ohne Erfolg. So rannte er endlich ans Telephon und bat den Hausarzt, möglichst schnell zu kommen. Dies wurde ihm versprochen und ihm befohlen, unterdessen alle die Kranke beengenden Kleidungsstücke zu öffnen und ihren Kopf tief zu lagern. Er ging zu Chandan zurück, bettete ihren Kopf auf seinen Schoß und zog die Kämme aus ihren Flechten. Wild tanzten die Gedanken hinter seiner Stirn; er ließ ihre Haare durch seine Finger gleiten und erinnerte sich an Nasims Worte: „sie sind wie ein rötlicher Strick"; krampfhaft begann er zu beten, Gott möge den Arzt bald schicken und den Teufel aus seinem Herzen verjagen. Er beugte sich, verbiß seine Zähne in die welligen Strähnen und zerrte daran. Doch schon erschollen die Schritte des Doktors, und mit einem Ruck warf er den Kopf auf das Kissen zurück. Nach sorgfältiger Untersuchung erklärte der Arzt, es sei Gefahr vorhanden; Neriman, die in einem Monat ihr zweites Kind erwartete, dürfe das Krankenzimmer nicht be-

treten; er werde sofort eine Schwester zur Pflege schicken und am nächsten Morgen einen Spezialisten zur Konsultation mitbringen.

Erst im Morgengrauen verließ Refik die Kranke und ging zu Neriman, die gerade im Begriff war, sich vom Mädchen über das Vorgefallene berichten zu lassen. Er beruhigte sie, die Sache sei ungefährlich; doch dürfe Neriman nicht zu Chandan gehen, um sie beim Erwachen nicht durch Erinnerungen an die Vergangenheit unnötig aufzuregen; eine Fremde werde in diesem Falle die besten Dienste leisten. Neriman weinte und wollte darauf bestehen, Chandan zu sehen. Sie gab sich erst zufrieden, als Refik ihr feierlich gelobte, so treu wie sie selbst bei Chandan auszuharren.

Nach der Konsultation erklärten die Ärzte, es handle sich um eine schwere Gehirnerschütterung; sorgsamste Pflege sei geboten. Chandan phantasierte und sprach immer wieder von Hüssnü, beteuerte ihm ihre Treue, oder versicherte, sie werde auch wie eine jener Kokotten werden.

Refik litt Folterqualen. Er hätte alles darum gegeben, Hüssnü herbeischaffen zu können, um ihre Leiden zu lindern. Auf seine Bitte ging Serwer in Paris auf die Suche nach Hüssnü. Er entdeckte ihn in einem Lokal mit seiner neuesten Freundin; die Nachricht von der Erkrankung seiner Frau nahm er höchst gleichmütig auf, sandte ein Telegramm an Refik Dschemal, um sich zu entschuldigen, denn er müsse dringend nach Monte Carlo fahren.

Dann blieben die Nachrichten aus, so daß Serwer endlich an Refik depeschierte, er käme am nächsten Tage nach London, wenn er nicht umgehend erführe, wie es um Chandan stehe. Refik jedoch

fürchtete den Besuch des Freundes, der mit einem Blick durchschaut hätte, wie es um seine Seele bestellt war; er drahtete zurück, Chandans Befinden habe sich gebessert, außerdem sei ihm eine Tochter geboren. Briefe folgten, so daß sich eine Reise Serwers erübrigte.

Wirklich ging es Chandan besser; erst konnte sie sich im Bett aufrichten, dann saß sie im Sessel, machte einige Schritte im Zimmer, und schließlich konnte sie mit Refik und der Schwester die erste Ausfahrt machen. Aber weder Gedächtnis noch Sprache hatte sie wiedergefunden, wie ein lebender Leichnam ging sie herum. Man sah ihr an, daß sie zufrieden war, wenn sie Refik in ihrer Nähe wußte. Verließ er die Stube, bemächtigte sich ihrer sogleich große Unruhe. Auch Neriman kam oft mit ihrem kleinen Mädelchen, das sie Chandan genannt hatte, zu ihr. Sie ahnte jetzt, was in ihrem Gatten vorging; aber sie hegte nur Dankbarkeit für ihn, wegen seiner Sorge um die Freundin.

Nach Monaten rieten die Ärzte, die sich am Ende ihrer Kunst sahen, Chandan in die Klinik des Dr. Rocher in Paris zu bringen.

Refik war ihr Begleiter und erstattete in einem langen Brief Neriman den ersten Bericht. Die Reise war sehr beschwerlich; infolge heftigen Sturmes bei der Überfahrt über den Kanal war Chandan furchtbar aufgeregt. Der Arzt nahm an, daß sie sich beim Fallen eine Gehirnverletzung zugezogen habe, und schlug zur Erholung einen Aufenthalt in schöner Natur vor; die Heimat hielt er für ganz ungeeignet und riet, nach Italien, am besten nach Sizilien zu gehen. War auch Refik zu allen Opfern bereit, so

hätte er doch geradezu stehlen müssen, um Chandan diese Reise zu ermöglichen. Er schrieb deshalb an ihren Vater, Dschemal Bej. Dieser betrachtete Refik als vom Himmel gesandten Retter, denn ihm selber verweigerte die Regierung die Erlaubnis, nach Europa zu fahren; doch auch er, als ehrlicher Beamter, hatte keine Reichtümer gesammelt. Er nahm zunächst eine Hypothek auf seine Villa auf, wies Refik Dschemal telegraphisch hundert türkische Pfund an und schrieb, daß weitere vierhundert Pfund bei der Bank zu seiner Verfügung deponiert würden. Neriman aber, die ihm immer ein liebes Kind gewesen, bat er, nicht allein in London zu lassen, sondern in sein Haus zu schicken. Refik sandte Serwer nach London, um seine Frau abzuholen und nach Konstantinopel zu begleiten; in Paris begegnete den beiden Hüssnü Pascha, der sich angelegentlichst nach Chandans Adresse erkundigte. Diese wurde ihm aber nicht mitgeteilt, weil der Arzt ein Wiedersehen strengstens verboten hatte.

In einem Haus, das an der Bucht von Messina lag, hatte Refik ein großes Balkonzimmer für Chandan und die Schwester und daranstoßend ein Zimmer für sich gemietet. Chandan trug jetzt ganz einfache, glatt herabfallende weiße Leinengewänder, die die Schwester selber nähte, und Sandalen an den Füßen. Anfangs hatte der Arzt gewünscht, ihr die Haare zu schneiden; doch als Refik ihn bat, sie nicht dieser schönsten Zierde zu berauben, willigte er ein, aber unter der Bedingung, daß sie ganz behutsam gebürstet und nicht auf den Kopf hochgesteckt würden. So kämmte Refik selbst diese langen Haare und flocht Zöpfe, die ihr den

Rücken hinunterfielen, wie den italienischen Bäuerinnen. Von ihrem Zimmer ging der Blick über das weite blaue Meer: die schaumgekrönten, ewig rollenden Wogen; hinter dem Hause stiegen die Berge auf, um die am Abend vielfarbige Nebel wallten; rings standen duftende Zitronen- und Orangenhaine, und Kastanien im Garten vor dem Häuschen. Chandan ging es körperlich besser als je zuvor — aber ihr Gedächtnis kehrte nicht zurück, nur begann sie mählich einige Worte mühsam zu artikulieren. Zuerst konnte sie die Schwester rufen, „Jane", und eines Tages, nachdem sich Refik vergeblich gemüht hatte, ihr „Refik" beizubringen, sagte sie plötzlich, ohne zu stocken, „Refik Dschemal". Jeden Tag zehn Minuten lehrte Refik sie sprechen, wie einen Papagei oder ein ganz kleines Kind. Dann schien es, als finge sie an, ganz langsam zu erwachen; kleine Erinnerungen an ihre Kindheit tauchten in ihr auf und manchmal weinte sie. Refik aber war in einem so sonnigen Glückstraum, daß er immer fürchtete, daraus erweckt zu werden. Getreulich teilte er alle Einzelheiten ihrer Fortschritte nicht nur dem Pariser Arzt, sondern auch Dschemal Bej mit, den er noch bat, ihn bei Neriman wegen seines Schweigens zu entschuldigen.

Chandan näherte sich jetzt, da sie langsam in die Welt des Bewußtseins zurückkehrte, Refik noch inniger. Eines Tages saß sie auf dem Balkon und sann, — er besorgte, alte Erinnerungen könnten auf einmal über sie hereinbrechen, und trat zu ihr, um sie abzulenken; doch sie zog ihre Hände zurück, preßte sie an beide Schläfen und dachte lange nach. Plötzlich hob sie den Kopf und rief Refik, der an der Türe stand, zu: „Refik Dschemal,

komm einmal zu mir her" — und rief mit der wohltönenden Stimme ihrer gesunden Tage! Er ging zu ihr, angsterfüllt, und wartete zögernd. Sie nahm seine Hand, lehnte ihre Wange dagegen und schloß die Augen; mit seiner freien Hand streichelte er ihre Haare, fassungslos vor Glück über diese Liebe. Lautlos kam Schwester Jane herein; aber ohne auf sie zu achten, als weile sie im Himmel, wo es keine Menschen gab außer ihnen, drückte sie mit ihren weichen, warmen Lippen einen brennenden Kuß auf seine Hand. Doch mochte Schwester Jane, die die beiden seit Beginn der Krankheit in ihrer mütterlichen Obhut hatte, sie gar nicht mehr allein lassen. Refik zweifelte nun nicht mehr, daß Chandan ihn liebte, ihn bewußt liebte — wie eine Elementargewalt mußte diese Liebe sein, da sie schwerer wog, als die schwesterliche Zuneigung für Neriman, der sie doch diese Liebe stahl.

Dr. Rocher schrieb jetzt, er sei überzeugt, Chandan werde völlig genesen, halte es aber für angezeigt, sie während der Zeit des Erwachens von allen bekannten Gesichtern fernzuhalten und bitte, sie ihm dann wieder nach Paris in die Klinik zu bringen.

Eines Abends war die ganze Bucht von Messina mit kleinen weißen Schaumkrönchen bedeckt; die Berge waren in dunkle Tinten getaucht, die Bäume wurden sekundenlang von Blitzen grell beleuchtet, um sofort wieder in Nacht zu versinken. Sie saßen Hand in Hand auf dem Balkon, das wildschöne Naturschauspiel genießend, während die Schwester auf ihrem Stuhle eingeschlafen war. Wenn die Blitze die Wolken spalteten, sah er in Chandans Augen ein Leuchten aufflammen, daß er sich wie ein Nachtfalter

hätte hineinstürzen mögen, — er preßte ihre Hand inniger und verlor die Herrschaft über sich: „Sag' mir, Chandan, wie hast du mich geliebt? O sag'!" Sie schwieg, aber als es wiederum blitzte, sah er, daß ihre Lippen sich ihm näherten — in diesem Aufruhr der Elemente tauschten sie den ersten Kuß der Liebe. In der Nacht lag Refik in wachen Phantasien, stellte sich vor, schon am nächsten Morgen würde die Nachricht kommen, Chandan werde in der Klinik erwartet, und wünschte glühend, der Sturm möchte den Weltuntergang heraufbeschwören.

Am folgenden Morgen berichtete die Schwester, Chandan sei aufgestanden und habe etwas geschrieben, jetzt schien sie in Gedanken versunken und sah müde aus. Ihre Lippen waren leicht geöffnet, als wolle sie den Duft des Regens einsaugen. Als Refik sie fragte: „Chandan, was hast du denn geschrieben? Willst du es mir nicht zeigen?" antwortete sie mit einer Stimme so leise und zart wie ein Hauch: „Später".

Wahrhaftig, Chandan hatte die ersten Erinnerungen ihres Erwachens aufgezeichnet. Sie wußte nicht, wo sie sich befand und warum sie dort war; sie sah nur ein Gesicht auf der Welt, das sie stets liebevoll anschaute, und wurde nur von der Angst verfolgt, sie könne Refik eines Tages verlieren. In Refik Dschemal wurde ihr ein Antlitz wieder lebendig, das sie in ihrer Jugend gekannt und geliebt hatte . . .

Das Herz von brennendem Weh zerwühlt brachte Refik Chandan nach Paris. Der Abschied in der Klinik war ergreifend. Chandan wollte sich gar nicht von Refik Dschemal und der

Schwester losreißen, man mußte sie durch eine Täuschung beruhigen. Täglich erhielt Refik nach London Mitteilung über Chandans Zustand und die Versicherung des Arztes, sie in einem Monat wieder völlig herzustellen. Und wirklich bekam er eines Tages die Botschaft, sie sei ganz gesund, solle nur noch vierzehn Tage im Sanatorium bleiben, doch dürfe er sie besuchen. Serwer, der in Refiks Auftrag jeden Tag in die Klinik gegangen war, fand eines Tages eine Karte von Chandan vor: es ginge ihr gut, er könne zu ihr kommen. Er traf sie in einem weißen Krankenzimmer, im schneeweißen Gewand, mit hängenden Zöpfen. Wie verschieden war diese Frau mit dem blassen, traurigen Gesicht, das sich bemühte, freundlich und dankbar zu lächeln, von der Dame, die sich damals hochmütig abwandte und aus dem Zimmer rauschte. „Ich war so lange von allen Menschen getrennt, daß ich Sie um Verzeihung bitten muß, Sie belästigt zu haben!" sagte sie und fuhr ganz leise und demütig fort: „Wann kehrt Refik Dschemal zurück?" Mitleid wallte in Serwer auf, als er diese Frau so unterwürfig sah, in ihrem Stolz gebrochen, wie alle Menschen einem Stärkeren unterlegen! Unverwandt hing ihr Blick an seinem Gesicht, als erwarte sie teure Nachricht, oder als betrachte sie ihn wie einen Teil eines geliebten Menschen.

Serwer, gespannt auf die Entwicklung dieser Liebe, sandte ein Telegramm an Refik, möglichst schnell herüberzukommen.

Die Erinnerungen aber, die Chandan im Sanatorium niederschrieb, sind wahrhaft erschütternd und Teilnahme heischend.

* *
*

Chandans Empfindungen

Ich bin zu einer elenden, gemeinen Sünderin herabgesunken. Wie Judas bin ich geworden, diese verworfenste Gestalt der Geschichte. Wie Judas seinen Herrn um ein paar Silberlinge verriet, so habe auch ich das Herz, das mir am treuesten ergeben war, betrogen. Wahrlich, ich habe nichts dazu getan, ihr den Geliebten zu nehmen; ich habe nur geliebt, habe Nerimans Gatten geliebt. Wenn ich es mir nur vorstelle, so steigt grenzenloser Abscheu vor meiner Verworfenheit in mir auf. Wie Judas das Geld, für das er Jesus verkauft, zurückgab, hinging und sich erhängte, so möchte auch ich diese Liebe, die ich durch Verrat erkaufte, von mir werfen und in einem verborgenen Winkel sterben. Ich und Judas, Chandan und Treulosigkeit! Welche Gegensätze waren diese Begriffe; nun aber trägt die Treulosigkeit Chandans Züge! Diese Hand, die noch vor einer Stunde in der Refik Dschemals ruhte, während dieses Antlitz in Glückseligkeit erstrahlte, — sie hat ihre Krallen in Nerimans Herz geschlagen und es aus ihrer Brust gerissen.

Neriman, ich weiß, es ist ein Verbrechen, daß ich dein teures Bild noch fürder in meinem Herzen bewahre. Ich will nicht, daß du mir verzeihst, noch daß du Mitleid für mich hegst! Ich wünschte, du begriffest, daß ich so verworfen bin, daß du dich befleckst, wenn auch nur deine Gedanken mich streifen.

Nicht nur das Paradies, auch die marterndsten Gluten der Hölle sollen mich ausspeien, nirgends sei mir ewige Ruhe vergönnt! Ausgelöscht müßte ich werden, aber das wird nicht sein, nicht wahr?

In drei Tagen werde ich mit Refik Dschemal und dieser Liebe, die Gott vom Himmel her in mein Herz gepflanzt und die mich doch in den Staub gezogen hat, nach Konstantinopel fahren. Um das lieblichste Gesicht mit einem falschen Lächeln, die treuesten Hände mit einem verräterischen Druck zu hintergehen, werde ich dorthin fahren, nicht wahr? Fort, Chandan, fort, ich verabscheue dich! Fort, Chandan, ich möchte dich zermalmen, dich vernichten! Ich schäme mich vor der Erde und dem Wasser, die die Atome deines Körpers aufnehmen werden! Niemals bisher haben sie eine so infame Kreatur berührt, niemals wieder werden sie mit einem solchen Auswurf in Berührung kommen!

Wieder stehst du vor mir, Neriman, unendliche Liebe in deinen meergrünen Augen, und fragst mit deiner weichen, zärtlichen Stimme: „Warum schläfst du nicht, Chandan?"

Es ist nur ein Alpdruck meiner Krankheit. Neriman, Neriman, ich liebe dich so heiß . . . Ja, ja, ich liebe auch Refik Dschemal! Er aber kann nicht sündig sein, er weiß nichts, darf nichts erfahren! Damals habe ich viele grauenhafte Traumbilder gesehen; ich hatte Fieber, mein Gehirn war krank. Dort haben wir uns geliebt, wie sich kein zweites Mal Menschen auf der Welt lieben können. Jetzt bin ich aus dem Traum erwacht und werde ihn nie wiedersehen. Sieh, Neriman, ich habe jetzt wieder Fieber, wieder brennt in meinem Herzen dieselbe Liebe, aber der Traum ist vorbei. Vorbei die Glut des Landes, dessen Luft den Duft von Apfelsinen, Zitronen und Kastanienbäumen atmete, vorbei die Glut der Küsse und der Blicke. Ich verspreche dir, Neriman, daß ich diesen Traum

nie wieder träumen werde. Sieh, ich sterbe für diesen Traum, aber ich habe ihn geträumt! Entziehe mir deine Hand nicht, süße Schwester! Verweile noch einen Augenblick. Ich habe seine milden weichen Hände vom ersten Augenblick an geliebt, da er sie mir in der Kirche von Marseille reichte und sein Blick ein Beweis seiner Liebe für dich war. Wie ein Bruder hat er mir beigestanden und mich gestützt, und daraus ist eine reine, schöne Liebe entsprossen. Wenn ich auch die Unbeflecktheit dieser Empfindung nicht makellos erhalten konnte, so ist sein Antlitz doch heute so klar und gütig wie einst. Doch das ist keine Entschuldigung; wie es uns verboten ist, unsere Brüder und Söhne zu lieben, so dürfen wir auch den Gatten unserer Schwester nicht lieben, nicht wahr?

Aber ich habe ihn geliebt, ohne meiner Schuld bewußt zu werden!

Ach, ich fürchte mich wieder, weil, weil... Aber ich werde dich in drei Tagen nicht sehen und mein armer Vater wird nichts erfahren; Chandan wird ihn nicht küssen, mit diesen Augen nicht ansehen. Du erwartest uns, Refik Dschemal und mich, mit dem gütigen Leuchten deiner grünen Augen, ich aber sterbe, ich bin über alle Begriffe unglücklich und elend ... Fort, Chandan, ich kann dich nicht ertragen, auch dich nicht, Refik Dschemal, fahrt zur Hölle und liebt euch beim Schein ihrer Flammen, unter den Augen aller Teufel! Diesen Blick deiner Augen aber werde ich nicht ertragen, er wird mich töten.

Es soll Sünder geben, die bereuen und sich bessern, ich aber kann das nicht; wenn ich lebe, so wird mein Herz weiter von die-

sen Gluten verzehrt werden, und wie ein Vögelchen werde ich hinter dieser Liebe hüpfen.

Deshalb sterbe ich, Neriman . . . Ich muß ja sterben, nicht wahr? Aber weine mir keine Träne nach, verschwende kein Mitleid auf mich.

Väterchen, mein Väterchen, warum weinst du? Laß mich wieder auf deinen Knien sitzen. Ich möchte dir von meinem Tagewerk erzählen. In der Nacht, Hand in Hand mit Neriman, erzähle ich es auch dem lieben Gott, und er verzeiht mir jedesmal.

Diesmal werden die Sterne verblassen, der Tag wird emporsteigen, aber Gott spendet keine Gnade. Dein Kind ist tief gesunken, Väterchen! So tief ist seine Seele gesunken, daß dein Gebet sie nicht erreichen kann. Die einzigen lichten Punkte in dieser schwarzen Seele sind die Liebe zu dir und Neriman. Aber auch sie habe ich getrübt . . .

Der Morgen ist heraufgezogen, mit der Sonne und dem Frühlingsduft kommt Refik Dschemal, Leuchten in seinen Augen. Komm, Liebster, noch einen Augenblick der Liebe, dann trennen wir uns für alle Ewigkeit. Doch verweile noch, denn in diesen Sonnenstrahlen schweben noch andere Erscheinungen zu mir — in diesen Sonnenstrahlen taucht an der goldenen Küste von Mal-Tepe ein goldenes Haupt empor . . . Aber das schlimmste, was die Sonnenstrahlen bergen, jeden Morgen, wenn sie auf mein Bett fallen, ist eine Gestalt, die ihre Hände in die meinen fügt, wenn ich erwache. Du bist auch heute Morgen gekommen, nicht wahr, Hüssnü? Warum hast du mich nicht vor diesem Treubruch be-

wahrt? Warum, als ich an die Pforte deines Herzens pochte, hast du mir nicht gesagt, daß es gar kein Herz, sondern nur ein Muskelbündel ist?

Ich deliriere wieder, kein Zweifel, der Wahnsinn packt mich von Neuem.

Jetzt bleiben alle Bilder vor mir stehen, höhnend und rächend. Refik Dschemal, Refik Dschemal, wirf diese kalte, häßliche Maske von deinem Gesicht! Liebster, schau mich mit der Innigkeit und Liebe an, die aus deinem Herzen emporsteigt! Ich bereue nichts, Liebster! Für dich und deine Liebe will ich all dieses und noch weit mehr ertragen! Aber sieh mich nicht so an, Refik Dschemal! Wo ist die Sonne in deinen schönen Augen? Wohin ist die Glut deiner teuren Hände entschwunden?

Ah, ich sehe, du bist bei Neriman. Du liebst sie. Derselbe Blick, dieselbe Berührung! Fort Refik Dschemal, fort Neriman! Ich kann euch nicht ertragen, versteht ihr nicht? Ich werde mein Herz und euer Herz mit meinen Zähnen zerfleischen und wenn das Blut von meinen Lippen tropft, dann wird Ruhe in meine Seele ziehen.

Nein, Neriman, ich liebe dich nicht, ich wünsche, daß du stirbst! Du entreißt ihn mir. Ich werde dich und alle Menschen vernichten, um ihn nicht zu verlieren.

Väterchen, dieses Mädchen mit den grünen Augen soll fortgehen! Warum hast du sie hergebracht? Warum öffnet sie mit ihren kleinen Händen mein Herz und schleicht sich hinein? Sie raubt mir alles! Sie zerschlägt meine Puppen, ißt meine Süßigkeiten und jetzt, jetzt nimmt sie auch Refik Dschemal! Sie soll ihn

nicht nehmen, niemand darf Refik Dschemal nehmen, Väterchen! Denn niemand liebt ihn so wie ich! Siehst du nicht, Väterchen, wie teuer ich ihn erkauft habe? Über mein Herz und mein Antlitz haben sie eine Judasmaske gestülpt! Ich kann ihn nicht dem grünäugigen Mädchen lassen! Geh fort, Neriman! Was hast du getan, um Refik Dschemal zu gewinnen? Fort! Du sagst, du würdest sterben? Gut, so stirb, Neriman, stirb! Fort, geh fort!

Dort bringen sie einen schwarzen Sarg. Ein blondhaariges Gesicht mit geschlossenen grünen Augen liegt darin. Warum ist es so still?

Oh, Doktor Sche, sind Sie da? Lassen Sie meine Hand los! Was wollen Sie tun? Wo ist Refik Dschemal? Hinter Ihnen steht jemand mit einem schwarzen Bart. Ist es Hüssnü? Wie komisch, Mauds Liebhaber. Wie komisch, wie komisch! Hahaha!

Seien Sie gut, bringen Sie mir Refik Dschemal, ich will auch tun, was Sie verlangen, ich werde ganz artig sein, wie ein Kind. Aber er soll ganz leise auftreten! Die andern Erscheinungen und die Frau, die im Sarg schläft, dürfen nicht erwachen. Bevor sie ihre Augen aufschlagen, bringen Sie mich irgendwohin, wo sie mich nicht sehen können! Aber zeigen Sie mir noch einmal Refik Dschemal!

Ich bitte Sie, Doktor, geben Sie mir ein Mittel, damit ich schlafen kann und sie nicht sehe! Wenn Sie mir nichts geben können, dann werde ich nur beten. Ehe die Sterne verblassen, werde ich beten! Ich werde Gott sagen, daß ich ewig in seiner Hölle schmachten will, keinen Tropfen Gnade von ihm erbitte, nur ihre Augen sollen mich nicht mehr sehen!

In ihren Augen stehen Tränen, nicht wahr, Doktor? Haben Sie auch ein sündiges Kind? Sorgen Sie sich nicht um die Seele Ihres Kindes, Doktor? Wie schauerlich! Bleiben Sie vor mir stehen, hinter Ihnen bringen sie den Sarg! Vor diesem Sarg steht ein alter Mann mit geschlossenen Augen. Ich will Ihnen etwas ins Ohr flüstern! Das ist mein Vater! Im Sarg liegt die kleine Neriman. Warum ist es so still? Glauben Sie, daß der Alte weint? Schnell sagen Sie ihm, daß ich gestorben bin! Er soll mich nicht suchen, er soll auch gar nicht, gar nicht weinen!

Komm nicht mehr zu mir, Refik Dschemal! Geh fort, Geliebter! Für dich, für deine Liebe vergieße ich das Blut meiner Seele. Sieh, zwischen uns sind die Tränen meines alten Vaters und die Stille von Nerimans geschlossenen Augen! Was sagst du? Ist dies Nasims Sarg? Ich weiß, Liebster, der Alte und der Sarg stehen dir im Wege, nicht wahr? Geh fort, gleich werden sie die Augen öffnen und mich sehen. Väterchen, Väterchen!

Sie werden mich jetzt zeigen, Doktor? Warum? Ich verspreche Ihnen, meinen Liebsten nicht mehr zu sehen! Aber zeigen Sie mich nicht fremden Augen. Sie, Sie sind nicht so schlimm, Doktor! Lassen Sie meine Hände nicht los. Aber schließen Sie die Tür, niemand soll mich sehen. Soll ich Ihnen noch einmal von meiner Sünde erzählen? Sehen Sie diesen Sarg! Sehen Sie die Tränen dieses alten Mannes mit dem weißen, gebeugten Haupt! Was sagten Sie? Ich verstehe nicht, was Sie sagen! Die Sünder werden verbrennen. Ich werde auch verbrennen! Ich werde dahin gehen, wo die Hölle am tiefsten und schwärzesten

ist, aber die Augen meines Vaters und Nerimans sollen mich nicht sehen!

Schechber soll nicht in meine Nähe kommen, nicht wahr? Ich werde schon die Masern überstehen, Väterchen, aber ich sage dir ausdrücklich: es darf niemand außer dir mein Zimmer betreten! Nimm mich auf deinen Arm und trage mich herum! Bitte! Ich bin sechs Jahre alt, Väterchen; wer sagte, ich sei sechsundzwanzig? Glaube es nicht, es sind alles Märchen; du hast alles in einem Buch gelesen. Wenn ich Chandan wäre, würde ich dann auf deinem Schoß sitzen? Würde ich Masern haben? Was sagst du? Es seien die Flecke meiner Sünde? Geh fort! Du hast mich gekannt, sieh mein Gesicht nicht an, es ist schlimmer als meine Sünde.

Waren Sie hier, Doktor Sche? Mir war so heiß, nun bin ich wieder kalt geworden. Was haben Sie gemacht? Haben Sie kaltes Wasser über mich gegossen? Die Flammen sind ja in meinem Innern, was nützt es da!

Ziehen Sie die Vorhänge vor meinem Bett zusammen! Ich werde artig sein. Ist Refik Dschemal gekommen? Bitte, Doktor, lassen Sie ihn nicht herein! Wenn er kommt, sehe ich hinter ihm den Kopf meines Vaters. Refik Dschemal soll zu dem Sarg gehen; wenn er geht, so geht mein Vater mit ihm. Sie sollen sich umdrehen, um mich nicht zu sehen! Danke, Doktor! Bevor die Sterne verblassen, werde ich beten, für Neriman, für meinen Vater und für Refik Dschemal werde ich beten. Sie wissen doch, ehe sie sich wieder umwenden und mich sehen, werde ich gehen ...

Ist Hüssnü da? Sagen Sie ihm, daß ich ihm verziehen habe, wenn er die Verzeihung einer vom Himmel verstoßenen Seele braucht!

Maud, gib mir meinen Morgenrock! Warum siehst du so starr aufs Bett, Kind? Der Pascha schläft. Gut, gut. Bereite das Bad, ich komme gleich . . .

* *
*

Eines Tages schrieb Dr. Rocher Refik Dschemal, Chandan sei von einem furchtbaren Fieber befallen worden; binnen drei Tagen werde es zu Ende gehen. Es sei unmöglich, Refik vorzulassen; er möchte vernünftig sein und nicht wieder die Wärter beschuldigen, sie handelten in seinem Auftrage; er aber wolle ihm gestehen, daß er zum erstenmal in seiner vieljährigen Praxis um das tragische Schicksal dieser Frau geweint habe.

Wenig später ging ein Telegramm von Dschemal Bej ein: „Tun Sie alles Erforderliche, um die Leiche meines Kindes nach Konstantinopel zu bringen. Ich erwarte ihren Sarg."

* *
*

Nach beendeter Waschung zum Abendgebet zog der Mekkapilger Murad Effendi die Ärmel seines Gewandes herunter. Von der Treppe hörte man das Rasseln eines Säbels. Ein etwa zwanzigjähriger Jüngling mit den Abzeichen der Kriegsschule trat ein, ging achtlos an der ihm zum Kusse entgegengestreckten Hand des Alten vorbei, öffnete das Koppel, stellte den Säbel in die Ecke und sagte: „Verzeih, ich bin müde; ich lege zuerst meinen Degen ab."

„Warst du bei der Hochzeit von Fesi Bej?“ fragte der Alte, und der Jüngling erwiderte: „Nein, ich war bei der Trauerfeier für Dschemal Bejs Tochter. Warum kamst du nicht auch?“ Da der Alte die Antwort schuldig blieb, wiederholte der Junge: „Sie ist in Paris gestorben, deshalb bist du nicht hingegangen, nicht wahr?“ „Gott verzeihe ihre Sünden,“ sagte der Vater. Aber nach Ansicht des jungen Mannes waren sie längst vergeben; und er erzählte von der Trauerfeier.

Als er beim Verlassen des Hauses einen Träger sah, der Kupferkessel und Tisch zur Leichenwäsche trug, erkundigte er sich, wer gestorben sei, und erfuhr, es sei eine Tochter Dschemal Bejs. Nun wußte er, daß eine Tochter in Paris lebte und erkrankt sei und empfand tiefes Mitleid für den alten Mann. Er erinnerte sich auch, ihn bei einem Festtagsgottesdienst gesehen zu haben, wie er neben dem Altar betete und die Tränen dabei in seinen weißen Bart rollten. Ohne auf Murad Effendis Einwurf: „Solche Leute kommen immer in die Moschee, wenn sie im Elend sind!“ zu achten, fuhr der Sohn fort. Als er den Garten von Dschemal Bejs Villa betrat, vernahm er nicht Weinen und Klagen, wie es anderswo Sitte ist. Vor der Tür des Selamlik stand der alte Diener Mehmed Agha und empfing die sich zur Trauerfeier versammelnden Nachbarn, unter die er sich mischte. Auf dem Korridor sang ein etwa zweijähriges Kind ein englisches Liedchen und hüpfte vergnügt dazu; der Diener hob es auf den Arm und wollte es eben in den Harem tragen, als Dschemal Bejs tränenerstickte Stimme rief: „Mehmed, laß Nasim, beunruhige das Kind nicht.“ Dsche-

mal Bej schien ganz gebrochen und wie in sich zusammen gesunken; der Imam stand neben ihm, las ihm aus dem Koran vor und versuchte ihn zu trösten. Dann war da noch ein Herr mit schwarzem Bart. Er stöhnte und schluchzte und war entsetzlich aufgeregt: das war der Gatte der Toten; und ein schlanker, blonder junger Mann bemühte sich um ihn: ein Freund des andern Schwiegersohnes, Serwer Bej, der eigens zur Trauerfeier aus Paris gekommen war. Als der Sarg geschlossen war, wurde ein besticktes dunkelgrünes Tuch darüber gebreitet, eine von Refik Dschemals Gattin gestickte Bettdecke, die die Tote besonders geliebt hatte. Statt des Kopfschleiers wurde ein grauer Schal, den sie immer um die Schultern getragen, über die Decke gelegt. „Das ist auch eine dieser neuen Erfindungen," sagte Murad Effendi, „Gott verzeih' ihnen ihre Sünden und sei ihnen gnädig!"

Dann wandte sich der Imam an die Versammlung und fragte, ob sie die Verstorbene als eine gute Frau gekannt hätten? Wie merkwürdig Haschim das vorkam! Er begriff nicht, daß jemand, um ins Jenseits einzugehen, der Bescheinigung der Menschen bedurfte, daß er gut gewesen sei!

Murad Effendi aber tadelte den Sohn und warnte ihn, sich zu versündigen; dann lauschte er wieder der Erzählung.

Zwei der vier Träger des Sarges waren Refik Dschemal und Hüssnü Pascha, der immerfort rief: „Lassen Sie mich sie tragen, ich kann es auch ganz allein! Wer anders als ich hat sie denn im Leben getragen?" Der alte Vater faßte einen Zipfel der Decke und ging mit den andern zu Fuß.

Auf dem Friedhof in Tschamlidscha gesellte sich noch ein alter Mann zu ihnen; das war Selim Bej. Er umarmte Dschemal Bej und beide ließen ihren Tränen ungehinderten Lauf. Als die Erdschollen ins Grab fielen, trat Hüssnü Pascha auf Refik Dschemal zu, ergriff den Kragen seines Rockes und sagte: „Du trägst die Schuld am Tode meiner Frau!" Refik packte ihn und warf ihn auf das Grab; aller bemächtigte sich große Aufregung, bis der Imam dazwischen trat, um zu vermitteln. Hüssnü nahm den Arm seines Schwiegervaters und zog den widerstandslosen Greis mit fort, während Refik Dschemal und Serwer bis zum Ende ausharrten. Wie er gehört hatte, liebte Refik Dschemal Hüssnü Paschas Frau! . . . „Armer Refik Dschemal!"

„Wenn er seine Augen auf das Weib eines andern geworfen hat, dann soll er mit Blindheit geschlagen werden! Seine eigne Frau ist eine Perle!" Diese Worte wurden von Lutfije Hanum, Haschims Mutter, gesprochen, die bei ihrem Eintritt ins Zimmer den letzten Satz ihres Sohnes vernommen hatte.

Murad Effendi runzelte die Stirn: „Man soll sich an die Toten nur im Guten erinnern. Gott verzeihe ihre Schuld." „Es war die älteste von Dschemal Bejs europäisch erzogenen Töchtern, nicht wahr?" fragte Lutfije Hanum. „So wird die Gottlosigkeit bestraft! Ich begreife nicht, warum du Mitleid hast! Glaubst du, daß Gott sie in den Himmel aufnehmen wird? Sie hat ja fast ihr ganzes Leben in den Ländern der Ungläubigen zugebracht!"

Murad Effendis Erinnerung reichte zwanzig Jahre zurück. An einem Festtag war Dschemal Bej mit seiner Tochter zu ihm ge-

kommen und sie hatte seine Hand geküßt. Ein wie schönes Kind sie gewesen war, vor allem die langen Haare ... Im gleichen Jahre war er bei der Totenfeier von Chandans Mutter gewesen. Als Murad Effendi hieran dachte, glätteten sich die Falten auf seiner Stirn und er wiederholte: „Gott verzeihe ihre Schuld."

Haschims Augen aber streiften über Vater und Mutter hinweg zu einem fernen Bild. Es war an einem schulfreien Nachmittag gewesen, als er nach Hause kam und Chandan sah, die aus dem Wagen stieg; sie kam aus Europa, um Neriman bei der Geburt ihres ersten Kindes beizustehen. Chandan hatte ihren guten, frohen Tag; freundlich lächelte sie dem Sohn ihrer Nachbarn, dem jungen Kriegsschüler, zu. Haschim sah dieses schöne Gesicht von den Klauen der Liebe gepackt, traurig, kummervoll, im Wahnsinn verzerrt; in einem fremden Land, in einem fremden Haus, sich in Heimweh verzehrend, war sie gestorben! ...

Mit einer aus der innersten Tiefe seines Herzens emporsteigenden Stimme flüsterte er: „Arme Chandan! Armer Refik Dschemal!"

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt.